Pol. g.
782
m

pB

Der zweifel aus Wien.

Pol. g. 782m

Ex donat: Molliana.

Einige wichtige Punkte zur Beförderung der Glückseligkeit einer Nation.

Vom Z* *.

Dic *verum mihi*, Marce, dic ambo:
Nil eſt, quod magis audiam libenter:
Sic & cum recitas tuos libellos,
Et cauſam quoties agis clientis,
Oras, Gallice, me rogasque ſemper.
Durum eſt, me tibi, quod petis, negare.
Vero verius ergo quid ſit, audi;
Verum Gallice, non libenter audis.

Martial. Epig. 76. *Lib.* 8.

---

1 7 8 5.

Wem es juckt, der kratze sich; wir haben eine glatte Haut.

Hamlet.

Bayerische Staatsbibliothek München

Was zum Glücke, oder Unglücke einer Nation beiträgt.

Absicht des Verfassers.

Ohne Zweifel ein kühnes Unternehmen, einen so wichtigen, als mannigfältigen Gegenstand behandeln zu wollen; einen Gegenstand, der von den Philosophen so verschieden betrachtet wird, und vielleicht nicht von den Philosophen allein übersehen werden kann. Landesfürsten, und ihre Minister sehen hierin vielleicht allein deutlich: denn die Zeiten der patriarchalischen und darauf erfolgten philosophischen Gesetzgebung sind allzu lange vorbei, wo man den Menschen nach seinen natürlichen Anlagen

und Fähigkeiten betrachtete, wo er keine derselben verläugnete, jede ausüben durfte, und keine mißbrauchte. Damals gab ein Philosoph dem ganz für Wahrheit empfänglichen Menschen Gesetze, und der andere Philosoph konnte darüber urtheilen. Der heutige Artifizielle Mensch wird in verschiedenen Himmelsstrichen durch verschiedene artifizielle Vehikuln in Bewegung gesetzt, und also sollte man es wohl den Kunstmeistern überlassen, davon zu sprechen, die unsere Maschine leiten, und nach ihren Absichten lenken. Landesfürsten und Minister nehmen die geheimen Triebfedern und Ursachen des Glückes, oder Unglückes ihrer Völker in ihren kleinsten Nüancen wahr, und ziehen ihr Resultat so, oder so heraus. Es wäre unverzeihlich, in diese Kabinetssache eingreifen zu wollen; doch obgleich die itzige Lage Europens, wo so viele grosse Monarchen zugleich herrschen, zugleich reformiren, zugleich die Verfassung dieses grossen Theils der Erde umschaffen, ein allzuhoher Gegenstand für einen privaten Denker ist, so sey mir wenigstens erlaubt, auf vergangene Zeiten zurückzublicken,

von

von deren Begebenheiten mir die Geschichtschreiber die geheimen Triebfedern und Ursachen eben so beschaulich machen.

„ Ich herrsche, spricht Makbet, ob gut, oder schlecht, überlaß ich der Nachwelt. "

So, und nicht anders wird uns spätergebornen das Sehrohr erbrechtlich übergeben, die Schauspieler vergangenen Zeiten zu besichtigen, die der Zeitgenosse aus Furcht beklatschte, und die Nachwelt auszischt. Viel kann Schlausinn eine Zeitlang verbergen, anders färben, aber nur eine Zeitlang.

Neu si te populus sanum, recteque valentem
Dictitet, ocultam febrem sub tempus edendi
Dissimules, donec manibus tremor incidat unctis.

Horat. Lib. 1. *Ep.* 16.

Ein Tacitus steht auf, enthüllt uns den äußerst in sich verschlossenen Tiber, und schont seines Sejans nicht. Der von der obersten Gewalt gedrückte Bürger schweigt; aber Herolde

rolde der Wahrheit klagen der Nachwelt sein Unglück, und entdecken ihr die verborgnesten Ursachen desselben. Er gleicht einem Durstigen, der in einer Wüste eine Quelle wahrnimmt, dabei aber eine Schlange erblickt, er bebt vor ihrem Gifte furchtsam zurück, und entschließt sich, langsam zu verschmachten. Die Zeit kennt allein keine obere Macht, fürchtet kein Diadem, und beugt sich vor keinem Szepter, lacht des Trotzes des Uibermüthigen, und schreibt seine Thorheiten so unbestechbar in ihr Tagebuch, als die grossen Unternehmungen des Weisen. O Joseph! dessen männliche Weisheit das Leben der Bürger zum süssen Traume macht, Philosoph und Lehrer! der sein Volk erst unterrichtete, um es glücklich zu machen, sein Volk, das noch über fremde, und so schnelle, als grosse Schritte staunt, o Joseph! welch ein Anblick werden deine Unternehmungen der Nachwelt seyn! — Sie wird sich betrüben, deine Nachwelt zu heißen.

Erwarte, lieber Leser, nur ein Fragment, das aus dem Studium der Geschichte entstand. — Ein Fragment nur? — Ja! und möchte meine Skitze dem blossen Schattenriß gleichen, der bei einer dunkeln Lampe gemacht worden. Ich will bloß Beispiele aus der Geschichte nehmen, und Völker unter einander vergleichen, und Dir, denkenden Zeitgenossen, Gelegenheit zur Bewunderung philosophischer Grundsätze geben.

Verschiedene Anlagen der Völker.

Wie ausserordentlich würde sich nicht unser erster Stammvater über seine buntscheckichte Nachkommenschaft wundern! — wie verschieden ist sie nicht im Körperbau, Leibfarben, Grösse, und Lebensdauer! — Man vergleiche einen Deutschen und einen Neger, einen Chineser und einen Amerikaner, einen Lappen und einen Hottentotten. Man sehe die niedergeplatschte Nase des Kalmuken, die langen

Ohren,

Ohren, breiten Gesichter und schwarzen Zähne der Indianer, und anderer Asiater, die bärtigen Weiber auf der Insel Formosa, und die unbärtigen Männer fast in ganz Amerika. Diese Verschiedenheit ist nach der Meinung aller philosophischen Köpfe die Wirkung des Himmelstriches, der Lebensmittel, der eingeführten Sitten und Gewohnheiten der Nationen. Der Hottentotte drückt gleich nach der Geburt dem Kinde die Nase, der Chineser schraubt seinen Mädchen die Füsse, und die Farbe bestimmt die Sonne.

So wenig sich die Menschen in ihrer äußerlichen Gestalt gleichen, eben so wenig gleichen sie sich in ihrer Denkart; indessen zeigt sich auch bei dem rauhsten Horden oft ein gesunder Menschenverstand und ein gutes Herz. Der Algogine erschlägt seine alterlebten Blutsfreunde, und begräbt sie in seinem Bauche; so abentheuerlich diese Art der Begräbnisse ist, so verräth sie doch eine Art von Achtung gegen Aeltern und Verwandte.

Oft

Oft gleichen sich die Menschen nicht, die unter einem Himmelstrich wohnen, und wenn sie auch nur ihre Lage gegen Süden und Norden, oder Gebirge und Thäler, oder Moräste und dem Winde stark ausgesetzte Gegenden unterscheiden. Der Thracier, Cirkassier, Lybier, Pannonier, Hungar, Nordasiater, Nordamerikaner ist sehr zur Unruhe geneigt, und sucht den Krieg; ganz anders ist der unter derselben Breite liegende Assyrer, Egypter, Ligurier und andere. In Cirkassien ist der Himmelstrich sehr gemässigt; aber die Winde wüthen so ausserordentlich, als in keinem Orte der Welt. Die Einwohner daselbst sind sehr aufbrausend und wild. Beständige Wuth ist eine Art von Narrheit, und so, wie der Narr sich immer bewegt, und unruhig ist, so sind es solche Menschen, die das Sinnbild ihres Klima sind. Es ist aber keineswegs bloß die Fruchtbarkeit der Erde, oder der gemässigte, oder rauhe Himmelstrich, der in Betracht gezogen werden muß, wenn man vom Klima spricht. Mineralien, Pflanzen, Winde, Gewässer, Lebensart der Einwohner,

wohner, Zubereitung der Nahrungsmittel, alles das muß sorgfältig bemerkt werden. Die ausserordentliche Fruchtbarkeit in China hat die Einwohner nicht zur Schwelgerei verleitet. Holland verbindet mit der Mässigkeit von Sparta die größten Reichthümer. Der Engländer verjagt seine melancholischen Ideen mit Liqueurs und starken Weinen, und diese hitzenden und geistergreifenden Getränke sind das Bedürfniß von ganz Norden geworden. Der Spanier liebt seine Gemüse, seinen Safran und seine Chokolade. Der Italiäner besetzt seine Tafel so bunt, wie die Jacke seines Spaßmachers auf dem Theater. Der Franzose mischt alle Gewürze zusammen, um sein Ragout herauszubringen. Der Deutsche in Sachsen, Preußen, im Reiche lebt frügal, der in Oesterreich hält nichts für paradisischer, als eine volle Tafel. Der Morgenländer findet nichts schmackhafter, als sein Schöpsen- und Lammfleisch, und seinen Reiß. Der Chineser und Japaneser labt sich an dürrem Obst, kennt die Ermunterungen des Weins nicht, und bleibt seinem Thee und Kaffee mit Nutzen

ge-

getreu. Der Perser bereitet sich Getränke mit Opium, und schläfert seinen Geist dadurch ein, wie andere Nationen mit Wein. Die Menschen sind, wie sie von der Hand des Schöpfers kommen, wie ein Klavier, auf dem verschiedene Umstände verschiedene Töne hervorbringen.

Oft ändert selbst der Erdstrich seine Gestalt. Die Natur und Menschenhände haben unsere Wohnstätte umgeschaffen, Ströme, ausgetretene Seen, Erdbeben und feuerspeyende Gegenden, Bergbrüche und Versinkungen ganzer Strecken haben die gewaltigsten Veränderungen angerichtet. Das sandigte Muschelreich in Flandern und Brabant, die zwei Fuß hoch überschlemmten Waldungen in Holland und England, der Asphaltiter See in der Gegend von Sodoma, und das Schicksal von Dortschewart, einer Strecke von 727 Dörfern, die in der Elisabeths Nacht 1421 zur See geworden, das Herkulanum und Quatimala beweisen genug. Menschenhände haben Sümpfe ausgetrocknet, Waldungen durch-

durchgehauen, sie in Acker und Wiesen verwandelt, man hat Kanäle gegraben, Meere zusammengelassen, und Landzungen in Meerengen verwandelt, wie Xerxes die Macedonische.

Die Industrie ließ sich angelegen seyn, fremde Nahrungsmittel in verschiedene Gegenden zu bringen, und hat dadurch die Natur mancher Völker zu verschiedenen Krankheiten gestimmt. So trinkt der Deutsche seinen Kaffee mit den Türken, seinen Champagnier mit den Franzosen, seine Liqueurs mit dem Italiäner, seinen Pounsch mit dem Engelländer, seinen Thee mit dem Holländer, kurz, er genießt alle Produkte anderer Erdstriche, und bekömmt fast alle Krankheiten anderer Nationen. Was Wunder, wenn ihn der so mannigfältige Genuß von Produkten dazu disponirt, der Affe anderer Nationen zu seyn, was man ihm oft genug, und zwar mit Recht vorgeworfen hat.

Die

Die häufigen Ansiedlungen verschiedener Völker in anderen Gegenden haben nicht minder ihren ursprünglichen Karakter geändert. Die Sachsen, die sich in Engelland niederließen, theilten den alten Einwohnern ihren Hang zur Grausamkeit mit; denn vorher war der Engelländer nicht dazu geneigt. Die Türken gestehen selbst, daß sie ihren Vätern nicht mehr gleichen, sie sind nicht mehr so grausam. Der geizige Holländer hat in Batavia die Pracht des Asiaters angenommen. Nach zwei, oder drei Generationen verliert das Blut seine ursprüngliche Beschaffenheit, und der Himmelstrich zeigt seine verwandelnde Kraft in Menschen, Thieren und Pflanzen.

Es wäre schwer zu bestimmen, welches Klima am zuträglichsten sey, die natürlichen Fähigkeiten zu wecken, und, so zu sagen, in die angemessenste Thätigkeit zu setzen. Sieht man die Völker, so gegen Mittag wohnen, welche Kraft, welche Selbstanständigkeit entdeckt man nicht! alles ist groß an ihnen, ihre

Tugenden und ihre Laster. Sie haben die Religion erfunden, und haben sie durch magischen Tand verunstaltet, sie sind warm in der Freundschaft und doch eidbrüchig, kaum haben sie etwas von einer bürgerlichen Verfassung begriffen, als sie den Despotismus einführten, ihre Nüchternheit beschämt alle Völker, und ihre Wollust hat nicht ihres gleichen. Sie sind grosse Philosophen und grosse Enthusiasten. Der Norde hat den schnellen Schwung von grossen Ideen nicht; aber er ist entschlossen, wankt nicht so leicht, ist bieder und tapfer.

Am wenigsten sollte man von feuchten und marastigen Gegenden etwas Gutes erwarten, da schon das Hinderniß, das die groben und feuchten Ausdünstungen dem Geiste in Weg legen, und wodurch wenigstens seine Schnellkraft gehemmt wird, in sofern sie von seiner phisischen Beschaffenheit abhängt, groß genug ist: denn nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele sitzen, wie Cicero sagt: Mens sana in corpore sano; aber es giebt

selbst

selbst äußerst feuchte Gegenden, die doch gesund sind, wie das Land der Algarven.

Außer den Anlagen, die vom Klima begünstiget, oder gehemmt werden, bringen noch verschiedene moralische Ursachen mannigfältige Neigungen in dem Geiste der Völker hervor, diese sind die Erziehung, vorsonderlich aber die erste Gesetzgebung, der sich eine Nation unterwarf. Man sehe die Römer durch einen so grossen Zeitraum; überall Stolz, überall Pracht. Kein Prokonsul verläßt seine Provinz ohne ein Denkmal seiner Geschäftsverwaltung zu stiften, und das Volk kann sichs nicht versagen, selbst seinen blutgierigen Kaisern Monumente zu errichten. Bei den größten Revolutionen liegt dem Römer daran, den Barbaren durch seine Schauspiele, Triumphgerüste, und dergleichen, Bewunderung abzunöthigen, sogar noch unter der Regierung des Heraklius. Der Hang für die Wissenschaften blieb dem Römer ohnerachtet des Verderbnisses derselben. Bei allen öffentlichen Festen suchte man die griechischen Weltweisen auf,

bat sie zu sich, und sprach mit ihnen über Moral. Kurz, der Römer wollte sich immer durch ein hohes Ansehen, durch die Wissenschaft zu herrschen, und durch vorzügliche Sitten unterscheiden, ohnerachtet er insgeheim nicht immer der Held der Tugend war, der er schien. In seinen schlechtesten Umständen ließ er Spuren dieser ursprünglichen Anlagen blicken. Freilich ist die Aehnlichkeit des Römers in den letzteren Zeiten, mit dem Römer in den Zeiten des Flors seiner Republik, die Aehnlichkeit eines Greises mit seinem Jünglingsgesichte. Die Züge können wenigstens nicht geläugnet werden. In allen Verhältnissen, bald unter wüthenden, bald unter philosophischen Kaisern, frei zur Zeit der Republik, groß und weitumfassend zur Zeit des Triumvirats, beschränkt unter dem Tiber, entnervt unter Galba, sieht man immer den Römer ernsthaft, und zugleich mit dem äußersten Hang alles Vergnügen aufsuchen, welches seine Melancholie beweiset. Der Grieche sucht seine Freuden weit stiller, und kannte, so zu sagen, diese wollüstige Wuth nicht,

mit

mit der sich ein lebhafter, bald von Schwermuth, bald von angenehmen Empfindungen in Bewegung gesetzter Geist heftigen, und momentalisch wirkenden Trieben überläßt. Nur ein solches Temperament konnte den **Kokles** auf der Brücke begeistern, den **Kurtius** in die Grube stürzen, dem **Horatier** zum Schwestermord verleiten, und der **Lukretia** den Tod geben.

Die Römer wurden von einem Volke überwunden, das aus Norden kam, und dessen Verfassung sich im Krieg bildete, und man sieht diesen Karakter noch heut zu Tage bestehen. Die Barbaren haben die Kennzeichen ihrer Verfassung zurückgelassen. Es liebt die Waffen, uneingeschränkte Lebensart, Händel, die Privattapferkeit entscheidet, und dergleichen. Doch behaupt' ich nur, der Hang eines Volkes zu dieser, oder jenen Art zu handeln, rühre von der ersten Gesetzgebung, nicht daß es allzeit gleich groß und tapfer, oder gleich weise, oder fehlerhaft handle. Es giebt gewisse Epochen, die eine Nation ganz verkennen machen.

Glänzende Epochen, wo alles in eine glückliche Thätigkeit gesetzt wird, und die ganze Nationen einem Menschen ähnlich machen, der sonst wenig Geisteskraft besitzet, durch eine Reihe sich vereinbarenden' Umstände aber sehr witzige Gedanken, gleich einem Wetterleuchten des Verstandes, hervorbringt. Widerwärtige Epochen, die nichts, als mißlungene Unternehmungen zeigen, wo grosse Talente kleinen Glücksfügungen unterliegen. Kurz, es sind eine Menge Umstände, die eine Nation in ein ganz anderes Licht setzen, als sie wirklich ist. Die Schwachheit ihrer Feinde, Fehltritte ihrer Nachbaren, alles das kömmt ihr zu statten, und giebt ihr bald eine weise, bald eine kriegerische Mine, denn kömmt auch noch bei lachendem Glücke grösserer Muth hinzu, und alles, was man damit ergreift, gelingt über die Erwartung, die man vermög natürlichen Fähigkeiten haben könnte. Wie manches Geschöpf bleibt durch solche Spiele des Zufalls dem Menschenkenner ein Räthsel.

Folgen dieser verschiedenen Anlagen der Nationen.

Die ersten Eindrücke der ersten Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche sind bei ganzen Nationen das, was die Eindrücke der Kindheit bei jedem einzelnen Menschen sind. Der Verstand der meisten Völker war vor dieser bürgerlichen Zusammentretung roh, und gleichsam auch in der Kindheit, nur daß seine schon älter gewordenen Leidenschaften, die allmählige Empfänglichkeit der Eindrücke nicht so schnell vor sich gehen ließen, doch waren die einmal gemachten desto dauerhafter. Um mich meinem Zwecke geschwinder zu nähern, will ich nur sagen, daß der Hang eines Volkes zur Freiheit, oder zum Despotismus die Wirkung dieser ersten Eindrücke sey. Alles wirkt auf uns durch die Einbildungskraft, wie nun die erste Gesetzgebung ihren Schwung und ihre Lebhaftigkeit beschränkte, oder begünstigte, je nachdem beschränkte sie, oder begün-

stigte den Gang zur Freiheit. Der den Gesetzen folgsame, und ja wohl manchmal enthusiastische Vater findet durch längere Gewohnheit in dieser Beschränkheit seine Ruhe, er leidet nicht, daß sich sein Sohn derselben widersetze, und so vererbt er sklavische Neigungen in seine zahllose Nachkommenschaft. Freilich kann Despotismus nur von jenen Nationen gelitten werden, wo der Gesetzgeber und ungünstige Umstände die besseren Anlagen bereits erstickten. So war Mahomets erstes Augenmerk, seine Muselmänner vom Studieren abzuziehen, ihnen das Lesen zu verbieten, und somit den Geist zum Undenken zu leiten. Ist es einmal zu einer solchen Geistesindolenz gekommen, dann hat der despotische Beherrscher nichts mehr zu besorgen, als bei etwa in Wallung gerathenem Blute eine Aufruhr, wo dunkles inneres Gefühl von wahrer Menschenbestimmung sich, troz aller Betäubung, gleich den Lebensgeistern eines Sterbenden, regt. Dieser manchmal unwillkührliche Drang der Seele lodert, wie ein Licht, um soviel heftiger auf, als es zu verlöschen

schen beginnt. Widersetzt sich der Tyrann mit Muth seinen wüthenden Unterthanen, so sinkt ihre aufbrausende Wuth bis zur kleinmüthigen Unthätigkeit herab; dann kennt dies Volk keine Ehre mehr, keine Gerechtigkeit leitet es, wahre Herzhaftigkeit fehlt ihm, sein Zustand ist schlafen und träumen, weder Handel, noch Künste, weder das Gezänke der Gelehrten, noch die Zaubereien des Genie werden es aus seinem Schlafe wecken. Es wagt sich mit Zittern zu dem Beherrscher, und bittet in der gerechtesten Sache um Gerechtigkeit.

Ein munterer, weitumfassender Geist, gleich dem Geiste der Griechen, leidet keine knechtischen Fesseln, er vermochte selbst über den heftigen, aber melancholischen Römer, seinen Bezwinger so viel, daß er ihm mit Achtung begegnete. Es ist wahr, der Grieche hatte selbst Sklaven, aber er behandelte sie nicht allenthalben hart; denn so, wie ein edler Geist keine Ketten trägt, so legt er auch keine auf; wer selbst frei seyn will, und andere mit Sklaverei drückt, verdient diesen Namen nicht.

Man zählte in Athen 20000 Bürger, 10000 Fremde, und 400000 Sklaven, aber sie wurden so glimpflich behandelt, daß sie gegen die Sklaven anderer Völker als freie Leute zu betrachten waren, die Lacedemonischen ausgenommen, die ein stärkeres Joch fühlten.

Man sehe, wie sich bei den Römern der Herr und sein Sklave zusammen verhielten, und wie sich unter dem Drucke der härteren Behandlung die bessere Menschheit sträubte. Der Römer streng und gebieterisch, der Sklave des Joches überdrüssig, dreist und widersetzlich. Er ward äußerst hart gehalten, mußte die Erde bauen, ward mit Ketten belegt, wie heut zu Tage noch bei den Morgenländern gewöhnlich ist, und es waren drei Theile von Rom Sklaven. Cato, der Censor, verkaufte seine Sklaven, auch wenn Alter und Arbeit ihren Rücken gekrümmt hatten. Die Grausamkeit der meisten Eigenthümer gegen diese armen Geschöpfe gieng so weit, und die Rachsucht der Sklaven wuchs dergestalt, daß ewige Händel entstanden, und endlich die Kaiser

ihre Statuen zu Zufluchtsorten für die Sklaven erklärten. Die Herren und die Sklaven lebten in beständigen häuslichen Kriegen, worauf das bekannte Gesetz gegeben worden, daß, wenn ein Sklave so weit von seinem ermordeten Herrn angetroffen würde, als eine Menschenstimme gehört werden kann, er zum Tode verurtheilt werden soll.

So wie der Despotismus der Antheil niedriger und des besseren Gefühls beraubter Seelen ist, so ist **philosophische** Freiheit Drang aller edlen, **natürliche**, Wunsch aller übrigen Menschen. Letztere würde nicht allenthalben nützlich seyn, und ist der Grosse der Schutzengel der Kleineren, so gewinnt die Menschheit bei der Aufhebung der allgemeinen Gleichheit. Auch brauchen wir keine so genannte stolze Demuth von den Grossen, keine andere Herablassung, als sie seyen **wohlthätig** und **großmüthig**. Sich bei dem Glanz von Ansehen und Reichthümern in den Stand der leidenden Menschheit hineindenken, mit ihr fühlen, und zur Trocknung ihrer Thränen

wir-

wirken, ist Nachahmung Gottes — doch ich verliere mich von meinem Zweck. Allgemeine Gleichheit der Menschen ist bei der ungeheuren Menge von eingeführten Bedürfnissen, ohne andere Hindernisse zu erwägen, schon gar nicht mehr möglich, und die meisten Menschen würden lieber in Ketten diese Bedürfnisse befriedigen, als um der Freiheit willen sich einige versagen.

Die Priester scheinen die verschiedenen Anlagen der Völker am ersten wahrgenommen zu haben, und riefen die Religion zu Hilfe, um sie dahin zu lenken, wohin es ihnen ersprießlich war. Da sie sich auch der Erziehung bemächtigten, so drückten sie den Stempel auf gewisse Nationalkaraktere. Im Orient sahen sie, wie man sich unter das Joch des Despotismus schmügte, nun dachten sie darauf, sich bei dem Monarchen einzuschmeicheln, und sagten dem Volke vor, wer sich für seinen Fürsten aufopfern würde, sollte im anderen Leben grosse Glückseligkeiten genießen; im Gegentheil aber würde man in ein Thier ver-

wandelt werden, das viel zu leiden hätte, sofern man ihren Vorschriften nicht gehorchte. Mahomet mahlte seinen Gläubigen das Paradies so sinnlich, als sie selbst waren. Die Griechen und Römer glaubten in anderem Leben in die Gesellschaft ihrer Helden zu kommen, und vollkommen weise zu seyn, und so benützten sie überall den Nationalgeist.

Priester, als Gesetzgeber gaben der Welt das buntscheckichte Aussehen, das sie heut zu Tage hat: denn die so erstaunliche Verschiedenheit der Gesetze, Gewohnheiten und Gebräuche, rührt ohne Zweifel bloß von der wunderbaren Einbildungskraft der Gesetzgeber, nach welcher sie sich ganz eigene Begriffe von Glückseligkeit machten. Dieses Gemählde der Einbildungskraft entstand durch die Leidenschaften, die sie wechselweise begünstigten, und so führten sie bald Strenge, bald Weichlichkeit, bald Tyrannei und Knechtschaft ein. Wie man die Welt ansieht, so erblickt man häufige Veränderungen ihrer Gestalt. Man wird nichts gewahr, als Unterdrücker und

Un-

Unterdrückte, allenthalben sucht man die Glückseligkeit, wo sie nicht ist, und die Philosophen haben mit ihren Lehrsätzen, was man thun, oder lassen soll, nicht selten zu Irrlichtern gedient. Charlatans wollten die Welt belehren, ohne selbst unterrichtet zu seyn, schmeichelten ihrer Schwäche, sie nahm ihre Sophismen für Wahrheiten, und irrte mit Methode. Sie kannten das menschliche Herz zu wenig, und suchten in ausserhalb denselben liegenden Dingen die Richtschnur seiner Handlungen.

Ich habe von der Verschiedenheit der Menschen, und von den Folgen dieser Verschiedenheit gesprochen; aber alles dieses wunderbare Mannigfältige hindert nicht, daß der Mensch nicht unter dem Aequator so gut, als unter dem Pol, in den steilsten Gebirgen so gut, als auf dem flachsten Lande eben derselbe Mensch sey. Wo ist der gesegnete Himmelstrich, wo sich nicht Habsucht, Wollust, Stolz, kurz, alle Leidenschaften ins Spiel mischen? nur ist dort mehr Reiz für diese, hier für jene; aber überhaupt sind die Lei-

den-

denschaften die Vehikule, durch die alles Grosse begann, und alles Böse verübt worden: das sind die Saiten des Instruments, welche die schönste Harmonie und den häßlichsten Mißklang hervorbringen. Sie bedürfen Stimmung und zweckmässige Behandlung. Aber wer lehrt uns diese grosse Kunst? wer deckt uns die geheimen Triebfedern unserer Unternehmungen, die verborgenen Falten unseres Herzens auf, aus denen so mancherlei Kinder geboren worden, die in tausenderlei Masken erscheinen, und immer in neuen Verkappungen vorkommen? — Man bedenke nur die oft wohlthätige, aber noch öfter verderbliche Zauberin, die Eigenliebe, die jedes Ding in zahllose Gestalten verwandelt, bis sie ihren Zweck erreicht. Scheint sie nicht eine Scheidewand zwischen Menschen und Menschen zu errichten? Scheint sie nicht den einen wider den andern zu waffnen? — Und doch ists eben sie, die das Band der Gesellschaft knüpft, so oft sie es auch schon zerrissen hat. Der Schöpfer legte so manches Bedürfniß in uns, dessen Befriedigung ohne unseren Nebenmenschen nicht geschehen

kann,

kann, zu diesen gehören vorsonderlich die gesellschaftlichen Eigenschaften, die nur der Nebenmensch befriediget, das bringt unser Wohlwollen gegen denselben, unsere Theilnehmung an seinen Leiden, unsere Liebe, unsere Vereinigung, unsere Hilfleistung, selbst die Aufopferung der Glücksgüter, das bringt die Erkenntlichkeit, die Furcht, die Hoffnung den Ehrgeiz und die Anstrengung hervor. Aber so schön alle diese Abstämmlinge der Eigenliebe sind, so gefährlich sind ihre zweiten Geburten. Was nützt michs, daß ich von der Natur ein mitleidiges, empfängliches Herz erhalten habe, wenn die Empfänglichkeit meines Herzens meine Bedürfnisse zahllos macht? Ein elender Eigennutz wird gar bald meine bessere Neigung in Ketten werfen, und meine Erkenntlichkeit verderben. Was nützt es, wenn meine Furcht, die in mir vorhanden ist, mich vor Gefahren zu bewahren, in Zaghaftigkeit ausartet? Biete mir betrügerische Freuden, täusche meinen nachdenkenden Geist mit Scheingründen, und die starken Vehikuln der Hoffnung und des Ehrgeizes, werden der

gan=

ganzen menschlichen Gesellschaft nachtheilig werden. Der Wetteifer wird in Scheelsucht verwandelt, und führet den Haß, die Zwietracht und den Aufwieglungsgeist zur Seite. O schwere Pflicht eines Gesetzgebers, unsere so oft sich widersprechenden Neigungen, zu unserm Besten zu lenken.! — kann man ihre Erfüllung von einem eigennützigen Priester erwarten? und hatten, leider! die Priester nicht fast allenthalben Einfluß in die Gesetzgebung?

Die ersten Gesetzgeber bei den Griechen waren Philosophen, meinten es redlich, fanden durch die patriarchalische Regierungsart ganz für philosophische Wahrheiten empfängliche Menschen, deren Sitten einfältig waren, die keine erkünstelten Bedürfnisse, und keine stolzen Neigungen kannten, indessen hatten auch sie grosse Fehler begangen. Bald sieht man überspannte Strenge, bald zu viel Nachgiebigkeit.

Was für ausserordentliche Lobsprüche hab' ich nicht auf die Verfassung der Chineser gelesen, und doch ist sie gerade despotisch, ohnerachtet aller Tribunale, allen Formalitäten, allen Polizeianstalten, und allen Revisionen der Prozesse. Freilich ist der mässigste Despotismus in ganz Asien, aber doch Despotismus. Der Prügel regiert das ganze Reich, der Chineser spricht vor Gerichte nicht anders, als auf den Knieen, und wenn er zur Strafe einige fünfzig derbe Hiebe erhält, nennt man das eine **väterliche Ermahnung**. Die Geschichte ihrer gerichtlichen Vorgänge zeigt uns Prinzen vom Geblüte im Halseisen, und hundert andere Strafen, die die Menschheit entehren. Daß so viele Missionärs grosse Dinge von der chinesischen Verfassung schrieben, ist die Ursache, weil sie da ein Land nach Mönchsart eingerichtet fanden, und schienen sich daher gleichsam zu Hause; blinden Gehorsam gegen die Vorgesetzten, knechtische Furcht vor ihnen, steife Art, Höflichkeiten zu erweisen, einfache, identische Lebensregeln, und Pedanterei in der Gelehrsamkeit. Wollte der Chineser seine

gri-

grimassenhaften Gewohnheiten und Gebräuche im Lande erhalten, so mußte er dem Ausländer den Eintritt in sein Land, und dem Inländer den Ausgang aus demselben verbieten, und welche wunderliche Verfassung ists nicht, die sich bloß dadurch zu erhalten weiß, daß sie sich von der übrigen Gesellschaft trennt.

Nicht die gegebenen und gebrauchten Gesetze der Nationen, Blick in sich selbst, Aufmerksamkeit auf die innersten Empfindungen kann dem Gesetzgeber Leitung und Richtschnur seyn. Das wichtigste Resultat, das er daraus ziehen wird, ist das überzeugende Gefühl, daß sein Nebenmann mit ihm zu gleichen Absichten da sey, und daß er also mit ihm gleich gehalten werden wolle. Nicht Gleichheit des Ranges kömmt hier in Betracht, sondern daß er nach seinen Verhältnissen nicht mehr Lasten fühle, als der andere nach den seinigen, daß er nicht Sklave sey, wenn der andere zügellos ist, daß er nicht darbe, wenn der andere schwelgt.

Tous les humains dont la terre fournille,
Sont fils du meme Pere, & ſont d' une famille;
Ils ſont nés nos egeaux, ils ſont du même Sang,
Quelque élevé que ſoit, l' orgueil de notre rang.
Aimons donc les humains, puisqu' ils ſont tous nos fréres,
Volons a leur ſecours, ſoulageons leurs miſéres.

— — — — — —

Devenons leurs Sauveurs, & non pas leurs Bourreaux.

Poe. du Phil. de Sans Souci.

Alle menſchlichen Geſellſchaften begannen mit Geſetzen, die dieſe Gleichheit begünſtigten; aber man ſieht, wie ſich überall einige Mitglieder über die anderen zu erheben ſuchten, und obwohl damals die Würden und Reichthümer nicht ſo viel ſagen wollten, ſo waren ſie doch die Triebfedern dieſer Unternehmungen, denen ſich die anderen widerſetzten. Man bedenke nur den langen Streit in Rom unter den Plebejern und Patriciern, die Beſetzung der Rathsſtellen betreffend, denn damals war das Volk noch nicht gewohnt, wie heut zu Tage, für nichts gerechnet zu werden.

Was

Was vordem von einzelnen Menschen galt, gilt in Europa für itzt von ganzen Nationen. Der wichtigste Sehpunkt der Politik ist das Gleichgewicht der Macht, vielleicht ein Traum der Politik. — Wie ungleich ist oft die Stärke der Nationen, bei gleichen Truppen, und bei gleichen Finanzen! Ein einziger Zufall, der eine Nation unzufrieden und ängstig, und die andere ruhig und muthig macht, hebt das ganze Verhältniß auf, das im Kabinette entworfen worden, und giebt der ersten Nation das unvorhersehliche Uibergewicht, für den entscheidenden, oft auch wohl unvorhergesehenen Augenblick. Man kann bei einer gleichen Anzahl Soldaten eine sehr ungleiche Armee haben. Frankreich widerstand in dem Kriege, der zu Riswik geendiget worden, nicht nur einem grossen Theile von Europa, sondern machte auch noch Eroberungen in Flandern, Deutschland, Italien und Spanien. Bald darauf hatte es Krieg mit denselben Völkern, und war mit Spanien verbunden, welches im vorigen Kriege feindlich war, dem ohngeachtet mußte es dasmal

böse Folgen empfinden. Zu derselben Zeit ward Schweden von einer Menge feindlicher Einfälle beunruhigt, und würde doch wohl den Ton angegeben haben, wenn sein König den Frieden in Sachsen in dem glänzenden Augenblick gemacht hätte, da sich ganz Europa vor diesem neuen Alexander beugte. Wie rettete sich 1741 Karls des Sechsten weise Erbin von einer fürchterlichen Anzahl von Feinden, ohne Bundsgenossen, ohne Finanzen, mit nicht ganz wohl bestellten Truppen? man sollte sagen, die Grösse ihres Geistes, und die Liebe ihrer Unterthanen haben es gleich einem Zauberwerke allein bewerkstelliget. — Ja wohl Liebe ihrer Unterthanen, ohne welcher dem grossen Joseph ein viel kleinerer Wirkungsgeist übrig geblieben wäre.

Eine Nation ist nicht mächtig, durch den grossen Flecken, den sie auf der Erdkugel besitzt, sondern durch seine Bevölkerung, seine Unternehmungen, seine Industrie und durch die daraus entstehenden Finanzen. Eroberungen werden sie nicht fürchterlich machen, wenn

diese

diese Eroberungen nicht durch den glücklichsten Zufall so beschaffen sind, daß sie sich wechselweise unterstützen. Erobernde Prinzen sind selten grosse Gesetzgeber, sie nehmen meist geringen Antheil an der inneren Verfassung ihrer Staaten, und so gewinnt die Nation nichts, und wird nicht mächtiger. Ich weiß keinen Namen zu finden, der für einen Eroberer häßlich genug wäre, der nur immer vor sich hinsieht, nie einen Blick rückwärts wirft, und beständig mit dem Geräusche und dem Ungestüm eines aus den Ufern getretenen Stromes fortläuft, sich wie dieser verliert, und nichts als Verwüstung hinter sich läßt. Alexander begnügte sich nicht mit des Cyrus Monarchie, drang in Indien, nahm sich vor, Afrika zu erobern, Spanien und Gallien zu unterjochen, und nach erstiegenen Alpen seinen Rückmarsch durch das besiegte Italien zu nehmen, und entfernte sich dadurch von seines Vaters Politik. Philipp war geboren, sein Volk zu regieren; Alexander, Komödie damit zu spielen. Philipp war ein Fürst über alle Zufälle erhoben, das Glück konnte ihm keine

Hindernisse in Weg legen, die er nicht vorher gesehen, und durch seine Weisheit, seine Geduld, und seinen Muth überwunden hätte. Wer sieht nicht, wie bei diesem weitumfassenden Genie die Unternehmungen so unter sich verbunden sind. Alexander ist viel einfacher, er macht alles auf einerlei Art, und hauet beständig den gordischen Knoten in zwei, den Philipp ohne Zweifel aufgelöst haben würde. Und das Resultat seiner Eroberungen für sein Volk? — Bei der Unmöglichkeit, die verschiedenen Provinzen genau unter einander zu verbinden, und daraus einen Körper zu machen, mußte eine Reihe von Empörungen entstehen: denn ein bloß zum Kriege gewöhntes Volk konnte schwerlich zur Mäßigung, und Gerechtigkeit geleitet werden. Auch scheint aus allen, Alexander habe nicht die geringste Absicht gehabt, eine dauerhafte Monarchie zu errichten. Was gewann der Mazedonier bei den Projekten eines eitlen Prinzen, der die Welt in Erstaunen setzen will? die schon gemachten Eroberungen, die dem eigentlichen mazedonischen Staate hätten

nützen

nützen sollen, konnten die gewünschten Früchte nicht bringen, weil immer neue Provinzen unterjocht werden mußten, das zu ausgedehnte Reich zu befestigen. Die Städte, die er baute, die Pflanzvölker, die er aussandte, waren nichts, als prangende Siegeszeichen: denn die in Persien und Aegipten versetzten Mazedonier verursachten nichts, als Aufruhr. Was bewies Alexander den Gesetzen für Achtung? wählte er eine Regierungsart, die das Innere des Staates zu befördern die Absicht hatte? — Das Ende dieses grossen Schauspiels war nach seinem Tode die allgemeine Verwirrung von ganz Griechenland.

Ich wähle noch ein späteres Beispiel, in dem weit über sein Volk und seine Zeitgenossen erhabenen Klodowig. Es verdient Bewunderung, wie er das Zutrauen der Franken zu erwerben, dann seine Regierung zu befestigen wußte. Zu diesem Endzweck war es nöthig, den Rest der römischen Gallier, die unter Siagrius standen, unter fränkische Hoheit zu bringen: da er es bewerkstelljgt hatte,

verloren die Franken nach und nach ihre Freiheit. Es ist wahr, Klodowig erlaubte sich nichts, was sie wider ihn aufbringen konnte; aber Klodowigs Söhne wurden durch diese Eroberung zu reich, und zu stolz, und so erblickt man seit Klodowigen alle Laster auf dem Throne, die Natur in den schrecklichsten Leidenschaften erstickt, die Religion in unsinnigen Aberglauben ausgeartet, Mißbräuche statt Pflichten, kurz, ein ungeheures Heer von Uibeln, bereit, den Staat zu verschlingen. Wollte vordem ein Franke zum Eid der Treue zugelassen werden, so mußte er sich durch irgend ein grosses Unternehmen auszeichnen, durch diese Feierlichkeit ward man aus der gemeinen Klasse der Bürger hervorgezogen, und trat in einen höhern Stand, dessen sämmtliche Glieder einen persönlichen Adel, und besondere Privilegien hatten. Nach Eroberung Galliens trat unvermerkt das Glück an die Stelle der Verdienste, die Würden des Landes wurden nicht mehr mit den würdigsten Bürgern besetzt, man gesellte ihnen die Reichen und die Schmeichler bei, die Fürsten

ließen naturalisirte Gallier zum Eid der Treue, und diese waren Unterdrücker der Freiheit und Hofschranzen. Die Franken sahen das Gut ihrer Väter, durch häufige Geschenke für die grösseren Gallier täglich abnehmen. Ihr König schien nicht mehr der blosse Handhaber der Gesetze zu seyn. Unter dem leeren Schein von Aristokratie wurden die Klodowigs Söhne die Gebieter des Raths der Nation, den sie durch ihre Wohlthaten erkauften. Der Hof übertrat endlich alle Gesetze, weil die Präceptionen, oder besonderen Befehle der Könige an ihre Stelle traten, er nahm sich nicht einmal mehr die Mühe, die gebräuchlichen Formalitäten zu beobachten, denn die Grossen, die ihm fürchterlich waren, hatte er an sich gezogen, sie fürchteten seine Gewalt, und thaten mit ihren Untergebenen, was ihm gefiel, und so ward der freie Franke durch Galliens Eroberung ein Sklave, sein Staat war nicht mächtiger, obwohl er ausgedehnter war, weil ihn innere Unruhen schwächten, und verwüsteten.

Zur Sache.

Um mein Ziel eher zu erreichen, will ich die verschiedenen Menschenklassen bestimmen, aus welchen ein Staat besteht, und so fort die Materien meiner Abhandlung ordnen.

Zur ersten Klasse gehören alle, die dem Staate dienen, und von seinen Renten leben, als die Regenten mit ihren Ministern, Reichskollegien, Gesandten, und Justizverwesern.

Zur zweiten, die Diener der Kirche, oder die ganze Geistlichkeit bis zum Frater Sammler der bärtigen Nachkommenmenschaft des heiligen Franzes.

Zur dritten, die Diener der Schule, vom Rektor Magnifikus bis zum Pedell, und alle, die ihre 365 Tage des Jahres beim Dintenfasse zubringen.

Zur

Zur vierten, die Diener der Sicherheit zu Wasser, zu Lande, und, wenn die Flugmaschinen häufiger gebraucht werden sollten, in der Luft.

Zur zweiten Klasse wird der Bauernstand zugezählt, und alle, die sich mit Viehzucht und Feldbau abgeben.

Zur dritten, alle Künstler, Handwerker, und Professionisten.

Zur vierten, alles, was handelt, vom Wechsler, bis zum hochwürdigen Kornjuden.

Zur letzten Klasse werden gerechnet, die dem Staate nichts beisteuern, und von ihm auch keinen, oder einen sehr geringen Nutzen ziehen, als die Bettler, Vagabonds, reiche Taugenichts, hochwohlgeborne, und wohledelgeborne Pflastertreter, Räuber und Freibeuter, sammt den noch verwilderten Uiberbleibseln einer Nation.

In

In dieser Ordnung will ich von jeder Hauptklasse sprechen.

Regierungsform.

Daß einem Genie alles möglich sey, beweiset uns Gustav Wasa; aber alle seine grossen Talente würden in einem Lande unwirksam geblieben seyn, dessen Bürger weniger durch Verwirrungen in Bewegung gesetzt gewesen wären; ich meine bei einer Nation, die mitten unter ihren Irrthümern, Vorurtheilen und Gebrechen schläft, wie es so oft in eingeschränkten Monarchien zu geschehen pflegt. Der Regent, gut, oder bös, ist ohne Zweifel von der Vorsehung bestimmt, Völker zu beglücken, oder zu strafen, das Werkzeug, das selbst glücklich wird, indem es beglückt, oder sich selbst mit andern verdirbt. Eine fromme Seele würde hier die Anwendung menschlicher Kräfte für überflüssig halten, und sich ihrem Schicksale überlassen. Aber wozu wären

ren denn diese Kräfte in uns vorhanden, die sich durch die Thätigkeit zu verjungen scheinen? — Ein Regent, wie Gustav Wasa erweckt in uns den Wunsch, seine ganze Wirksamkeit zu sehen, und die kann nur in einer uneingeschränkten Monarchie vor sich gehen: denn auf eine solche Gährung, wie damals in Polen war, kann man nicht immer rechnen. *) Man denke sich das größte Genie in einer eingeschränkten Monarchie zum Throne bestimmt, und sehe, wie sich schon bei seiner Erziehung alles bemüht, seinen Schwung zu hindern; und bei allen Rath-

schlä-

*) Le gouvernement Monarchique doit être regardé comme le Chef d'oeuvre de la raison humaine, & comme le port ou le genre humain battu de la tempête, en cherchant un felicité imaginaire, a du se rendre, pour en trouver un, qui fut faite pour lui; moins sublime; a la verité, que celle, qu'il avoit en vue, mais plus solide, plus réele, & plus vraie sur la terre.

Boulanger dans le despotisme orientale.

schlägen der Weisheit hundert Vorurtheile zu nähren. Ich laß es geschehen, daß die Grösse seines Geistes sich über alles hinwegsetzt, und daß er mit dem hellsten Blick die Regierungsgeschäfte antritt, und übersieht. Wie viele Schwierigkeiten stehen ihm bei so authorisirten Mißbräuchen, bei dem Widerstande davon Nutzen ziehender Grossen nicht im Wege! — Man besorgt Tyrannei und Despotismus, ohne wahrzunehmen, daß hundert kleine Tyrannen und Despoten die Bürger in der beschränkten Monarchie weit mehr drücken. Wider einen Tyrannen kann der allgemeine Widerstand alles bewirken; aber wider die Menge von kleinen Tyrannen giebt es keinen allgemeinen Widerstand, weil jeder derselben in seinem Wirkungskreise alles entnervt, verblendet, besticht, und täuscht. Es ist keinem Jahrhundert und keinem Staat abgesprochen, daß er nicht seine **Theopompe**, seine **Antonine**, seine **Trajane**, seine **grosse Karls** und **Josephs** haben soll, die so viel in ihrer Gewalt in die Hände weiser Theilnehmer an der Regierung legen werden, als gut und rathsam ist.

Kann

Kann man sich eine verwirrtere Staatsverwaltung denken, als da in Frankreich die Majores Domus so vielen Antheil an der Regierung nahmen? Laien besaßen nicht etwa bloß geistliche Güter, sondern verrichteten auch die damit verknüpften Handlungen eines Prälaten. So besaß **Hugo**, ein Neffe **Karl Martels**, die Bisthümer **Rouen**, **Paris**, und **Bayeux**, nebst den Abteien **Fontenelle** und **Iminge**. Dafür brachten die Bischöfe und Aebte viele grosse Beneficien an sich, die eigentlich nur den Laien gebührten. Eine Kirchenversammlung zu **Chalons** an der **Saone** verbat im Jahre 650 diese Misbräuche, aber vergeblich. Weiber waren Aebtissinnen von Mönchsklöstern, wie **Pipins** des **Kurzen** Maitresse von der Mannsabtei **Beze**. Das war die Zeit, wo auch der Pabst, wie allemal bei solchen Gelegenheiten, im Trüben fischte. Es war **Zacharias**, der sich des heiligen **Bonifacius** bediente, Bischöfe in Frankreich ein- und abzusetzen, wie es sein Vortheil heischte, und spielte seine Rolle mittelst der zu seinem Vortheil gewonnenen

Grossen

Grossen herrsich zu seinem Nutzen. Bei einem solchen Gewirre vergaß man ganz auf die Wissenschaften, man gewann genug ohne dieselben. Der Papst und sein heiliger Bonifacius waren so unwissend, daß er einen sicheren Missionarius und Bischof, Namens Virgil, auf des Letzteren Anklage in den Bann that, weil er Antipoden glaubte. Einige geistliche tauften: In nomine patria, filia, & spirituata sancta.

Man sehe den Zustand Frankreichs unter **Ludwig** den **Schwachen**, **Karl** den **Kahlen**, und **Karl** den **Dicken**, wie die Provinzen immer mehr verloren gehn, wie die Finanzen in Verwirrung kommen, welches nicht geschehen wäre, wenn nur ein einziger geherrscht hätte. Die Herzoge, Grafen, Erzbischöfe und Bischöfe, die Aebte und kleineren weltlichen Herren fiengen endlich auch an, sich unabhängig zu machen, und Landschaften zu theilen. Vorsonderlich war die Klerisei gleich bei der Hand, alles zum Umsturz der königlichen Macht beizutragen. Schon unter den

west-

westgothischen und fränkischen, oder merowingischen Königen hatten die Bischöfe einen beträchtlichen Theil der Regierungsgeschäfte an sich gezogen. Ihr Ansehen stieg nun unaufhörlich, und sie vermehrten es durch ihre Verordnungen auf den Koncilien. Aber unter den Karolingiern überschritt ihre Macht und Kühnheit alle von der Bibel und den ersten Kirchenvätern bestimmte Gränzen. Waren sie doch so weit gegangen, den Vater auf Bitten der Söhne abzusetzen, und sich des Rechts, den Regenten zu bestättigen, oder zu verwerfen, anzumassen. Die meisten Bischöfe und Aebte waren habsüchtig, mehr Kriegsleute, als Geistliche, die oft nicht einmal lesen, noch weniger schreiben konnten; und diedem ohnerachtet furchtbar waren, theils durch allzeit fertige Bannflüche, theils durch die weltliche Macht, die sie in ihren Städten und Dörfern, selbst unter Begünstigung der Regenten ausübten. Freilich besorgten weltliche Herren einen grossen Theil der Staatsgeschäfte; aber Geistliche doch weit mehr. Kurz, die Karolingier waren Pfaffenkönige, die von

den Bischöfen gerade so behandelt wurden, wie die Nationalkoncilien im fünften und sechsten Jahrhundert Bischöfe, oder Priester behandelten. Eben aus der ausschweifenden Macht der Klerisei sind die meisten bürgerlichen Kriege unter den Nachkommen Karls des Grossen entstanden, so wie die meisten Zerstückelungen jener ungeheuren Monarchie. Als Beispiel führe man sich nur das durch ihre Hilfe von **Boso** errichtete Königreich von **Niederburgund** zu Gemüthe. Aus dem ganzen Zusammenhang der Geschichte, und vorzüglich aus den Akten der Kirchenversammlungen sieht man, daß sich die Erzbischöfe und Bischöfe das Schiedsrichteramt bei Ertheilung und Bestättigung der Krone, und über das Betragen der Könige anmaßten. Da sie durch wiederholte Eingriffe in die königliche Macht sich gleichsam unwidersprechliche Gerechtsame erschlichen, vor denen sich die Regenten fürchten mußten, so konnte es nicht fehlen, daß sich jeder neue König ihnen gefällig zu machen suchte, sich durch Gunstbezeugungen bei ihnen einzuschmeicheln, Privilegien,

Geld-

Geldschenkungen und Ländereien an sie verschwenderisch auszutheilen, zumal da der habgierigen Prälaten nicht wenige waren, und jeder leicht eine Rotte zur Kränkung des Landesherrn zusammenbringen konnte, und so verschlimmerte sich der Stand des Letzteren unaufhörlich. Dergleichen Beispiele von Mißbrauch der Gewalt führt die Geschichte häufig in jenen Staaten an, wo der Monarch nicht ganz Herr sowohl in geistlichen, als weltlichen Sachen ist. Nicht bloß die Klerisei, alles, was sprechen darf, sucht seinen eigenen Vortheil. Man denke an die Faktionen, die endlich unter **Karl den Neunten** das Pariser Blutbad hervorbrachten. Der König vermied lange, der Sache den Ausschlag zu geben; aber da die Feinde der Hugonotten unaufhörlich das Parlament und die Königin Mutter zu ihrem Nachtheil mißbrauchten, so mußte endlich dieser schreckliche Fall zu Stande kommen.

Man glaubt vielleicht, es werde eine strengere Justiz und mehr Menschenliebe in einem

Staate ausgeübet, wenn man seine Repräsentanten im Parlamente hat, und dergleichen. Aber die Leidenschaften bleiben immer dieselben, ob sie zwanzig Parlamentsglieder, oder einen einzigen Gebieter in Bewegung setzen. Sie durchkreuzen sich nur mehr.

Von der republikanischen Verfassuug zu sprechen, so war sie freilich in den alten Zeiten sehr nützlich. Ein kleiner Haufe Bürger lebte wie eine Familie zusammen, sie kannten sich, konnten sich ruhig über ihre Angelegenheiten besprechen und berathen. Heut zu Tage ist ein Staat, man erlaube mir diese Redensart, aus verschiedenen Völkergattungen zusammengesetzt, die ein Interesse zu haben scheinen, und doch so unterschiedene suchen. Die Volksversammlungen konnten da leicht und häufig geschehen, weil sie keine Kösten machten, und jeder sah sie gern, weil sie das öffentliche Wohl betrafen. Heut zu Tage fallen sie dem Bürger zur Last, folglich sind sie seltsam, und jeder denkt dabei mehr auf seine häuslichen Angelegenheiten, als auf jene

des

des Staates. Damals sah man alles, was die Republik drückte, als eine Beschwerde für sich an, und was Wunder, wenn man alsdann gemeine Sache machte, und dem Uibel mit vereinbarten Kräften abhalf? Was können Entschlossenheit und ein gut gewählter Augenblick in solchem Falle nicht bewerkstelligen? — So gelang es **Likurgen**, seine Republik zu Stande zu bringen, so verbanden sich die getheilten Athenienser zum gemeinschaftlichen Zwecke; nahmen **Solon** zum Schiedsrichter, und gehorchten seinen Gesetzen, so suchten die weisesten unter den Römern beständig für die einreißenden Uibel und Gebrechen Hilfsmittel auszufinden. In den heutigen freien Staaten macht das Unglück des einen das Glück des andern. Grosse Staatsgebrechen sind oft einem grossen Theil der Nation behaglich, und haben deswegen auch mächtige Vertheidiger: daher wird in solchem Falle bei dringenden Klagen der dabei leidenden Parthei der Nation dem Mißbrauch durch einen neuen nur scheinbar abgeholfen. Kleine beschränkte Staaten, deren Bürger einerlei

 Ge-

Gesinnungen haben, sind leicht zu lenken. Bei den Alten paßten die Gesetze genau auf die Sitten, und doch wären Athen und Lacedemon sehr schwer zu einerlei Gesetzbefolgung zu leiten gewesen. Kurz, heut zu Tage kann die republikanische Verfassung bloß bei einem Volke Statt finden, das, wie die Schweizer, eine Art von griechischer Einfalt besitzt, Pracht und Schwelgerei verachtet, und in einem Lande lebt, dessen Lage es zu vertheidigen im Stande ist. Was für eine Reihe von Revolutionen würde bei den meisten europäischen Nationen diese Verfassung nicht hervorbringen? ja wohl bis zu ihrem Untergang würde eine der andern folgen. Ein Seher, wie Baco, der die Vorfälle der Engelländer mit den Amerikanern schon zu seiner Zeit voraus sah, könnte die Schicksale der noch vorhandenen Republiken bestimmen, die sie zu gewarten haben.

Die Wissenschaften gewinnen auch in der republikanischen Verfassung nicht so viel, als man sich gemeiniglich einbildet. Die Republik

zieht

zieht die besten Talente zu ihren Geschäften an sich, und läßt ihnen nicht Zeit und Muße, sich ihnen zu widmen. Die Höfe haben überdies einen feineren Ton, der sich besser für die Wissenschaften schicket. Athen verschönerte sich durch die Künste unter seinem Perikles; August weckte jedes Talent, das zu seiner Zeit lebte. Die Pracht der Höfe setzt die Künstler in Bewegung, und der Beifall der Grossen ist eine mächtige Aneiferung. Man sehe, mit wie viel Theatern, Gärten, Badehäusern, Wasserfällen, und dergleichen, die römischen Kaiser ihre Hauptstadt zierten, welches die republikanische Oekonomie als eine Verschwendung hätte ansehen müssen. Unter seinen Monarchen hat Italien die außerordentliche Menge prächtiger Kirchen, Palläste, und alle die Meisterstücke hervorgebracht, die es zu Neugriechenland verwandelten, und die zur Zeit der republikanischen Verfassung Eifersucht erregt haben würden. Der Republikaner beschränkt sich auf Magazine, Zeughäuser, Versammlungsorte, Wasserleitungen, und dergleichen.

Indem ich nun einen unbeschränkten Regenten wünsche, so kann ich einen zweiten Wunsch nicht unterdrücken, den Rousseau besser ausgedrückt hat, als ich es je thun könnte.

Quel est donc le Héros solide
Dont la Gloire ne soit qu' a lui ?
C' est un Roi, que l' equité guide,
Et dont les Vertus sont appui ;
Qui prenant Titus pour modele,
Du bonheur d' un peuple fidéle
Fait le plus chér de ses souhaits ;
Qui fuit la basse flatterie,
Et qui pére de sa patrie,
Compte les jours par ses bienfaits.

Ode a la Fortune.

Ausserdem schenke ihm auch Gott Standhaftigkeit bei nöthigen Reformationen, eine Gabe, die er grossen Köpfen auf dem Throne nicht selten versagt hat. Ein bloß guter Fürst beglückt oft nur um sich herum, und ein grosser Theil seines Volkes fühlt die Ausflüsse seiner Güte nicht. Aber ein Fürst, der bald

ein=

einschränkt, bald ausdehnt, wie es die Staatsbedürfnisse fordern, macht das Glück einer Nation.

Religion.

Je ne prends point pour vertu
Les noirs accés de tristesse
D' un Loup - garou, revêtu
Des habits de la Sagesse.

Rousseau.

Gute Sitten sind der Hauptsehpunkt der öffentlichen Erziehung. Jeder Bürger soll sich selbst ein strengerer Richter seyn, als das aufgestellte Gericht. Ein Staat, der aus Bürgern besteht, die sich beständig der Ahndung der Gesetze aussetzen, ist ein Staat alter Kinder, die sich nicht selbst zu leiten wissen. Sollen sie aber das Gute um seiner selbst willen ergreifen, so müssen sie es kennen und lieben, und diese Liebe wird Helden der Tugend hervorbringen.

Nie-

Niemand zweifelt, daß die Religion nicht vermögend sey, das bei jungen empfänglichen Seelen zu bewerkstelligen; aber, ach! wie oft hat man diese weise Lehrerin zur schwermerischen, ja wohl gar widersinnigen Schwätzerin gemacht! — Falsche Lehren mußten Unwissenheit und Selbsttrug erzeugen. — Innigen Dank, allgütige Vorsehung! die die Lehrstühle dieser Verführer des Volkes zertrümmerte, und dem Wahrheitsfreunde Gelegenheit giebt, den Menschen zu sagen: « Brüder, man hat mich betrogen! » Sie ist gekommen, die Zeit, da sich die Wahrheit in ihrer wahren Gestalt zeigen darf, wo sie nicht mehr nöthig hat, die Narrenkappe aufzusetzen, um nicht von dem Thorwärter der Grossen abgewiesen zu werden. Sie ist gekommen, die Zeit, da der weise Hausvater, der seinen Sohn die wahren Wege gehen lehrt, nicht mehr hinzusetzen darf: « Hütte dich aber, öffentlich so zu sprechen, um nicht dummer Bosheit Opfer zu werden! »

Sobald die Priester der Religion ihre Lehrlinge täuschen, so ist es, ein Zeichen, daß sie wohl selbst die Religion verachten; denn welcher Mensch, der ihre Würde fühlt, wird es wagen, sich an ihr zu vergreifen? Was für ein schwacher Zaum können ihre Lehren dann ihre eigenen Leidenschaften seyn? und was für gefährliche Geschöpfe sind sie nicht, wenn sie unter ihrem Deckmantel Tücke und Betrug verbergen? — Sie gebrauchen sie alsdenn nur, um alle ihre Neigungen zu befriedigen, und der schwache Lehrling bewilliget alles, um fromm und gottesfürchtig zu heißen. Wehe dem, der sich nicht unter ihrem bleienen Scepter schmiegt, und der Gegenstand ihrer Intriguen, Kabalen, und Verfolgungen wird, womit sie den Staat, wie mit ihren Lastern anstecken.

Wenn die Sittenlehre der Religion verdorben ist, so ist die Religion selbst entstellt. Dieses geschieht auch manchmal dadurch, wenn gewisse Priester eine weltliche Macht erlangen: da mischt sich Religion und Politik auf die un-

unnatürlichste Weise, nnd ihre Früchte sind verderblich. Als die Römer den Auguren erlaubten, sich in öffentliche Angelegenheiten zu mischen, trennten sie die Komicia, ließen Staatsakten vernichten, was auch der Magistrat dawider einwandte.

Alle Mühe, die man anwenden wollte, die Priester zu einem erbaulichen Wandel zu bringen, und also der Religion durch ihre Tugenden einen Glanz zu verschaffen, wird allzeit vergeblich seyn, wenn man nicht ihre Reichthümer beschränkt, und sie lehrt, mässig zu leben. Was haben so manche Gelehrte, welche die erste Kirchenzucht heut zu Tage vermissen, nicht von dieser Sache gesprochen! Der Staat muß für die Priester sorgen; ihnen aber nicht aus falscher Frömmigkeit Schätze und Reichthümer geben. Es ist ganz unrichtig, wenn man sagt, sie werden alsdenn mit ihrem Vermögen dem Staate wieder nützen; man lehrt sie nur den Geiz, die Schwelgerei, den Stolz, das Einmischen in tausend weltliche Händel und Geschäfte; und wie sollen sie

nach-

nachher die Lehre der Sanftmuth und Liebe, der nützlichen Enthaltsamkeit und Beherrschung seiner selbst mit Uiberzeugung vortragen? — Ihre Worte werden zur Satyre, und ihr böses Beispiel ist die Nachahmung der Schwachen.

Nicht umsonst wollten die Weisen des Alterthums alle Reichthümer aus den Tempeln verbannt wissen, und edle Einfalt an ihrem Platze sehen. „Gott, spricht Cicero, macht nichts aus unserer Pracht, er richtet uns nach dem Gefühl des Herzens. Die Bösewichter dürfen nur den Plato hören, um zu wissen, welch eine Narrheit es sey, die Götter mit Geschenken bestechen zu wollen.“ Dieser Philosoph frägt, ob die Götter minder großmüthig sind, als die Menschen, die es für eine Schande halten, von einem verächtlichen Uibelthäter Geschenke anzunehmen. „Kleidet, spricht er, eure Götter einfach, opfert einfache Dinge, aber mit reinem Herzen.

Es ist unglaublich, wie die Freigebigkeit der älteren Christen die Kirchenzucht verdarb. Sobald sich ihre Schätze zu vermehren anfiengen, schien ihnen die Armuth verächtlich, und sie bildeten sich ein, Gott verkaufe seine Gnaden, und freue sich über die Wohlthaten, die man seinen Priestern erzeugt. Die Kirche verlor zu eben der Zeit ihren Glanz, als sie Konstantin siegen machte.

L' ambition passa pour la vertu sublme.
Le crime heureux fut juste, & cessa d'etre
crime.
On ne vit plus que haine, & que division,
Qu' envie, effroi, tumulte, horreur, confusion.

Boileau.

Nachdem man Reichthümer erlangt hatte, wollte man auch Macht und Ansehen erlangen. Man bediente sich hiezu der Reichthümer, und brachte die ganze Welt in Verwirrung. Die Bischöfe kamen an die Höfe, und anstatt daselbst Tugenden zu verbreiten, nah=

nahmen einige die Laster der Höflinge an. Sie umschlichen die Gesetze, und machten einen freien unabhängigen Stand aus. Was ist aber gefährlicher, als ein solcher zügelloser Mensch im geistlichen Gewande? *) Er spielt mit seinen Pflichten, und bürgerliche Gesetze dürfen ihm nicht gebieten. Wie stolz, wie unverschämt betrugen sich sogar vermeintliche Heilige gegen Monarchen, ich sage Heilige, weil es mit zur päpstlichen Titulatur gehört! Ich will hier etwas von den Streitigkeiten des Papstes **Bonifacius** des Achten mit König **Philipp** dem Vierten von Frankreich erwähnen. Wer kennt den stolzen, gebieterischen, unbiegsamen Bonifac nicht, wenn man ihn fürchtete, und den zaghaften Mann, wenn man sich ihm widersetzte? — Den Politiker, der ohne Betracht der gerechten, oder ungerechten Sache allzeit die

---

*) Fallit enim vitium specie virtutis, & umbræ,
Cum sit triste habitu, vultuque, & veste severum.

Juven. Sat. 14.

die Parthei ergrief, die ihm zuträglich war; der nie einen Rath annahm, wenn Rache und Uibermuth sich seiner Seele bemächtigten; der die weltliche Macht höher, als alle seine Vorgänger zu bringen sich vorsetzte, dem es auch glückte, einigen Fürsten Gesetze vorzuschreiben, und die Reiche der Welt nach seiner Willkühr zu geben, oder zu nehmen. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie sein Uibermuth an Philipps Standhaftigkeit scheiterte. Die erste diesem König zugefügte Beleidigung war eine Untersuchung und Endigung des Krieges mit Engelland unter päpstlichen Vorsitz. Zween Kardinallegaten sollten wenigstens einen Stillstand bewirken, und beide Könige, im Fall der Widersetzlichkeit, durch den Bann dazu zwingen. Sie bekamen aber vom Philipp dem Schönen die Antwort: der König von Frankreich wäre nicht gewohnt, in Staatssachen Gesetze anzunehmen, und seine Streitigkeit mit Engelland wäre keine Religionssache.

Bonifaz empfand sehr lebhaft diesen stolzen Ton, und sann auf Rache, zu deren Ausübung sich bald Gelegenheit darbat. Der **Graf von Flandern** rief den Papst wegen der vom König Philipp unrechtmäßig verlängerten Geiselschaft seiner mit dem englischen Prinzen verlobten Tochter um Beistand an. Ob sich nun gleich Bonifaz in diese bloß weltliche Angelegenheit nicht hätte mischen sollen, so ließ er doch dem König sagen, er möchte ohne Verzug dem Grafen Genugthuung verschaffen, oder vor dem päpstlichen Stuhl, an den der Graf appellirt hätte, erscheinen, und Rechenschaft darüber geben. **Philipp**, bekannt mit dem ganzen Umfang seiner königlichen Rechte, erwiederte diese Zumuthung noch etwas derber, als die erste. Nicht sowohl abgeschreckt, als vielmehr aufgebracht durch diese fehlgeschlagene Versuche, wagte **Bonifaz** einen neuen, der ihm aber noch weniger gelang. Bei dem mit Engeland angefangenen Kriege brauchte Philipp viel Geld, er verlangte daher erst den hundertsten, hernach den funfzigsten Theil von allen Kauf-

mannsgütern, und bald darauf auch den fünfzigsten Theil von den Gütern aller weltlichen und geistlichen Personen seines Reiches. Darüber beschwerte sich nun die Klerisei bei dem Papst: und hier kann man sehen, wie man sich betrügt, zu glauben, daß die Klöster dem Staate in derlei Vorfällen mit ihrem Vermögen zu Hilfe kommen. Der Papst war gleich bereit, die sogenannten Immunitäten der Klerisei lebhaft zu vertheidigen. In der Bulle, die Clericis Laicos anfängt, bedrohte er alle und jede Laien, weß Standes und Würde sie auch seyn mögen, mit dem Bann, wenn sie sich unterstehen würden, die Güter der Klerisei mit Auflagen zu beschweren; und äußerte dabei mehrere bekannte Lieblingsätze der römischen Kanzlei. Ob nun gleich der König nicht genannt war, so konnte doch jeder errathen, daß damit vorzüglich auf ihn gezielt sey. Zur Wiedervergeltung bediente er sich eines ähnlichen Mittels, indem er, ohne Roms, oder des Papstes zu gedenken, eine Verordnung ergehen ließ, worin er allen seinen Unterthanen ohne Ausnahme verbot,

weder gemünztes, noch ungemünztes Gold und Silber, weder Schmuck, noch Edelsteine, weder Waffen, noch Pferde, und andere Kriegsbedürfnisse, ohne seine ausdrückliche und schriftliche Erlaubniß aus Frankreich in fremde Länder zu schaffen. Durch eine andere Verordnung verbat er den Fremden den Aufenthalt und die Handlung in seinen Ländern.

Der Papst fühlte den Sinn dieser Verordnung, und äußerte darüber mehr Empfindlichkeit, als die feinere Politik hätte thun sollen. Er schickte dem König eine neue Bulle zu, die mit dem Worte Ineffabilis anfängt, und worin er behauptet, die angeführten Verordnungen wären darum boshaft abgefaßt, weil die Geistlichkeit mit darunter begriffen, und also ihre Freiheiten dadurch angetastet wären. Er will den König als ein verirrtes Schaf vom Abwege zurückbringen, und bedauert, daß so gottlose Rathschläge Eingang in seine Seele gefunden. Sie wären allen seinen Unterthanen nachtheilig: doch dies wä-

re noch zu verzeihen, und nur etwas unüberlegt: aber daß er auch, wie es scheine, diese Verbote auf die Klerisei, die doch gar nicht unter seiner Regierung stehe, ausgedehnt habe, wäre unsinnig. Er wolle nicht hoffen, daß die Klerisei mit darunter begriffen sey; sonst wäre er des Banns schuldig. Alsdann macht er ihm die bittersten Vorwürfe, daß er seine Unterthanen mit so harten Auflagen beschwere, daß sich dadurch die Liebe gegen ihn vermindere, daß er an dem Kriege, der das Königreich drücke, Schuld sey, und die Untersuchung und Beilegung desselben dem apostolischen Stuhl gehöre, weil es darauf ankäme, ob er ohne Sünde die in Guyenne weggenommenen Plätze behalten könne. Er habe zwar seinen ganzen Unwillen verdient; er wolle aber aus väterlicher Liebe die wohlverdiente Strafe zurückhalten, und erwarten, wie dankbar er sich gegen die Arznei beweisen würde, die er, als der barmherzige Samariter, ihm, als einem unter die Mörder Gefallenen, habe angedeihen lassen.

Philipp ließ sich durch solche Großsprechereien nicht schrecken, sondern gab eine Beantwortung der Bulle heraus, voll der stärksten für die weltliche Macht redenden Ausdrücke. Er beruft sich auf die ersten Zeiten der Monarchie, da die Könige, ehe noch die Klerisei einen Theil des Staats ausgemacht, das Recht haten, Verordnungen für die Sicherheit und Erhaltung des Reiches zu machen. Unter andern sagt er: Welcher vernünftige Mensch erstaunt nicht, wenn er höret, daß der Statthalter Christi verbietet, dem Kaiser Zins zu geben, und unter Bannflüchen verbietet, den König, das Reich, ja sich selbst gegen ungerechte Verfolgungen zu schützen! Halten sie aber Gaukler und Maitressen, und verschwenden mit Hintansetzung der Armen, ihr Geld an prächtige Kleider, an Pferde, an Bediente, an Schmausereien, und andere Ergötzlichkeiten; dann wehret ihnen niemand; man erlaubt es ihnen zum Beispiel einer schändlichen Nachahmung. Wer ist so einfältig, es für erlaubt und ehrbar zu halten, wenn man den Geistlichen, die durch Gnade des Fürsten dick,

fett, und breitschultrig werden, unter Bannflüchen verbietet, eben diesem Fürsten nach dem Maaß ihres Vermögens gegen die dem Staate zustossende Widerwärtigkeiten beizustehen?

Inzwischen hatte Philipp doch durch die eine Zeitlang verschobene Vollziehung seiner beiden Edikten den Papst zu schonen, und dessen Gram zu lindern gesucht; weil er aber sah, daß dessen Gesinnungen dadurch nicht verändert wurden, so schärfte er sie vom neuen, und verordnete die schärfsten Strafen für die Uibertreter. Bonifaz beschwerte sich darüber in bitteren Ausdrücken, und wiederholte nochmals den alten, so oft hinreichend widerlegten Satz, daß der König weder Recht, noch Gewalt habe über die Geistlichen, daß er weder über ihre Güter, noch über ihre Personen zu gebieten habe, und daß er sich den durch die kanonischen Gesetze verordneten Strafen unterwerfen müsse, wenn er so verwegen wäre, dagegen zu handeln.

Man ließ den Papst deklamiren, und vollzog die beiden Verordnungen auf das schärfste. Eine solche Standhaftigkeit lief wider alle Erwartung des Papstes. Nun wandte er sich auf die andere Seite, und erklärte in einem Sendschreiben an den König seine erste Bulle so, daß er versicherte, er sey gar nicht dawider, wenn die französische Klerisei dem König Beisteuern zahle, wofern dies nur freiwillig unter dem Namen eines Geschenkes, oder Darlehens geschehe. Die Bulle erlaube ja dem König, oder seinen bevollmächtigten Dienern in Nothfällen zu dem heiligen Stuhl Zuflucht zu nehmen, und von diesem die Einwilligung der Auflagen von den Prälaten, die ihrem Stande nach von aller weltlichen Gerichtbarkeit frei wären, zu erlangen. Auf diese Art schien der Papst sich eines grossen Theils seiner Anmassungen zu begeben, und doch behielt er zugleich für sich Hilfsmittel, zur Vollstreckung seiner Absicht auf die weltliche Macht der Fürsten. Dies war jedoch nicht genug. Ein neues Breve, wodurch dem König eingeschärft wurde, die

in Frankreich für den Papst gesammelte Zehenten ausführen zu lassen; neue Drohungen gegen alle, die sich der Fortschaffung aus dem Reiche widersetzen würden, und zwar mit dem Bann; ein Waffenstillstand, den der Papst schon lange verordnet, und während dieser Händel durch seine Legaten ohne Erlaubniß des Monarchen bei Strafe des Bannes hatte bekannt machen lassen: dies waren die Klippen, an denen Philipps Geduld vollends scheiterte. Unmöglich konnte er Unternehmungen, die der Verfassung des Königreiches so sehr zuwider waren, gleichgültig ansehen; er ergriff deswegen die kräftigsten Maßregeln zur Aufrechthaltung der königlichen Hoheit, die ein ehrgeiziger Priester so boshaft antastete. Er ließ den Legaten den 20 April 1305 eine Protestation zufertigen, die sie auf Philipps Verlangen, in ihr auf die französische Geistlichkeit gerichtetes Zirkularschreiben einrückten. Der König erklärte darin, daß die Besorgung und Verwaltung zeitlicher Dinge in Frankreich ihm allein, mit Ausschluß eines jeden anderen zuge-

gehöre; daß er in diesem Stück Niemanden über sich erkenne; daß er ganz unabhängig die ihm vom Himmel über seine Unterthanen verliehene Macht ausüben werde, eine Macht, die er gegen alle Versuche des Papstes zu behaupten wisse, daß er nie Willens gewesen wäre, sich dem Papste in weltlichen Dingen zu unterwerfen, noch mit ihm eine Gerichtsbarkeit zu theilen, die ihm Gott verliehen habe.

Hierauf erklärte Bonifaz die Bulle Clericis Laicos noch milder, als vorher. Ich führe diese Erklärung allen Fleißes an, um weniger mit der Geschichte bekannten Lesern, die Art des römischen Hofes kennen zu lehren, mit der er ungebührende Rechte zu erschleichen suchte. Es sey wahr, heißt es in der neuen Bulle, daß er in jener Bulle allen Geistlichen verboten habe, den Kaisern, Königen und Fürsten, ohne des heiligen Stuhls Erlaubniß, eine außerordentliche Beisteuer zu entrichten, und zugleich sey das Verbot an die Fürsten ergangen, dergleichen

ohne

ohne diese Erlaubniß zu heben. Da aber dieses Verbot nicht dahin ziele, die freiwilligen Gaben der französischen Klerisei zu hindern; da ferner die Lehngebühren und andere Dienstleistungen, die die Geistlichen dem Könige und anderen weltlichen Herren, vornämlich in Nothfällen des Staates, zu reichen verbunden sind, hierunter nicht begriffen wären; so könnte der König von Frankreich in solchen Fällen, sogar ohne Anfrage bei dem heiligen Stuhle, dasjenige annehmen, was sie ihm erlegen wollen. Die Entscheidung solcher Nothfälle überließ er dem Gewissen des Königs und seiner Nachfolger, wofern sie das zwanzigste Jahr zurückgelegt hätten; stünden sie aber noch in jüngern Jahren, so sollte der Staatsrath entscheiden.

Philipp ließ sich durch diese Erklärung beruhigen; aber bald darauf ward das Feuer der Zwietracht vom neuen angefacht, da ihm Bonifaz einen ungestümmen, unruhigen Menschen **Bernhard von Saisset** Bischofen von **Pamiers** als Legaten schickte, der dem

Kö-

König auftragen mußte, einen Kreuzzug zu thun, und den Grafen von Flandern sogleich loszulassen. Diesen Auftrag richtete der Bischof mit allem Uibermuth aus, dessen der Papst, den er vorstellte, fähig war. Philipp nahm ihn, wie sichs gebührte, mit Verachtung auf, und nun überließ sich der Prälat seiner Hitze, und verlohr alle seinem Oberherrn schuldige Ehrfurcht. Er erklärte sich in Gegenwart des ganzen Staatsraths, daß der König wegen seines Betragens gegen den Papst die Strafe, die man nur allzulange verschoben habe, verdiene; in kurzem würde er sein Reich mit dem Interdikt belegen, und seine eigene Person mit Bann und Fluch umgeben. Schon hatte er seine Drohungen in eine lange Rede eingekleidet, um ihnen mehr Gewicht zu geben, als dem König die Geduld vergieng, und ihn mit Schimpf aus der Versammlung jagen ließ. Er hätte ihn gefänglich anhalten, und als einen aufrühre- rischen Unterthan behandeln können und sollen; aber er ließ ihn wieder nach Rom ziehen, und Bonifaz befahl ihm, in seine Diö-

zes zurückzukehren, in der gewissen Hoffnung, sein unruhiges Gemüth werde ihn bald zu Kaballen gegen den standhaften König reizen. Er erfüllte auch vollkommen die Absicht des römischen Bischofs, und da er sich unter dessen Schutz sicher hielt, lehnte er sich gegen den König auf mit aller ersinnlichen List, Frechheit und Rachgierde. Sein Betragen wurde bald so bekannt, daß es der König nicht länger dulden konnte. Er wurde zur Rechenschaft gezogen, und mußte unter der Zeit seines Prozesses in einer Art von Gefangenschaft leben. Der Papst, der die Achtung vergaß, die er einem grossen Fürsten, der sich wegen eines aufrührerischen Priesters Gerechtigkeit zu verschaffen suchte, schuldig war, der Papst, sage ich, sah die blosse Untersuchung der Verbrechen dieses tollsinnigen Bischofs für einen Eingriff in seine Rechte an, und dachte an nichts, als an Rache. Es erschienen Bullen über Bullen, wo jede schrecklicher, als die andere ist, und der König ließ endlich den Bischof nach Rom ziehen, konfiscirte aber seine Güter; und Bernhard mußte

te bis zum Ausgang seines Prozesses, dürftig in Rom leben.

Nun verbot der Papst der französischen Geistlichkeit vom neuen, Zehenten und andere Abgaben ohne seine Erlaubniß zu entrichten, alles das war aber nur ein Vorspiel der ausschweifenden Anmassungen des Papstes. Er schickte dem König bald darauf eine kleine Bulle zu, worin er ohne Umstände seine Ansprüche und Zumuthungen erklärt. Der König Philipp beantwortete diese Bulle in ebendemselben Tone durch den bekannten Brief: Sciat tua maxima fatuitas, der den Papst vollends erhitzte. Alles wurde nun angewandt, den König bei allen seinen Unterthanen und bei andern Fürsten verdächtig zu machen, ihn als einen Rebellen gegen die Kirche zu schildern, ob er schon mehr als einmal erklärt hatte, daß er den Papst in geistlichen Dingen für sein Oberhaupt erkenne, welches schon in der That zu viel gesagt war. Die Streitigkeiten giengen endlich so weit, und der Uibermuth des Papstes nahm beständig

so zu, daß er erklärte, Gott habe die französische Monarchie und die römische Kirche mit einander verbunden, und er, als Statthalter Christi, werde den König, als einen **Nichtswürdigen** absetzen. Er bot auch wirklich dem Kaiser **Albrecht** von **Oesterreich**, gegen den er vorher eine tödtliche Feindschaft hatte, das Königreich Frankreich an. Nun nahm zwar dieser ein so wunderbares Geschenk nicht an, versprach aber die Vertheidigung des Papstes, und die Aufhebung aller mit Frankreich habenden Bündnissen. Der König von Engeland, dem er vorher gleichfalls Frankreich angeboten hatte, wurde durch innere Unruhen abgehalten, es anzunehmen.

Das sind also die Folgen der zu stark angewachsenen Macht der Geistlichen. Die Geschichte strotzt von Beispielen dieser Art, und die halbe Welt fand sich durch sie in Verwirrung. Aufruhr, Mord, ja selbst Königsmord entstand daraus. Es ist zur allgemeinen Glückseligkeit nichts mehr zu wünschen,

schen, als daß ihre Zahl so sehr vermindert werde, als nur ihre Verrichtungen zulassen, damit sie unter ihren Geschäften vergessen, gefährliche Projekte zu machen. Man denke nur, welche Institute Uibermuth und Müssiggang bei ihnen hervorgebracht haben. Man erinnere sich der Jesuiten und Tempelherren. Ich theile von den Letztern einige Nachrichten mit, wie sie sich in den **Pariser Akten und Protokollen** befinden, um Lesern, die davon nicht unterrichtet, und zu sehr für Klosterinstitute eingenommen sind, einen Dienst zu erweisen.

Eine Aussage ist vorzüglich merkwürdig, die bei der Untersuchung vorgekommen, weil sie alle Umstände, die bei der Aufnahme eines Ritters beobachtet werden seyn sollen, enthält. Vorher muß ich noch bemerken, daß während der Kreuzzüge nach Asien — denn diese veranlaßten die Stiftung des Ordens — sich der Orden überall ausbreitete, und wurde durch die zu derselben Zeit vorzüglich berühmten Eigenschaften, Andacht und

Ta-

Tapferkeit, die er seiner Einsetzung gemäß mit einander vereinigte, reich und mächtig. Gleich von ihrem Ursprunge an erwarben sich die Ritter Zutrauen und Ansehen, und erlangten durch die Frömmigkeit der Gläubigen sehr grosse Güter in allen Theilen Europens, besonders in Frankreich. Ihre grossen Reichthümer, wie auch der Lauf der Zeit hatten nach und nach die Strenge ihrer Tugenden gemildert, und die Tempelherren hatten einen grossen Theil der Liebe bei dem Volke verloren. Durch Erfahrung mit den Beschwerlichkeiten jener fruchtlosen Unternehmungen im Orient bekannt, wollten sie lieber in Ruhe ihre grossen Einkünfte in Europa genießen; und da sie fast alle von vornehmer Herkunft, und nach den Sitten der damaligen Zeit, nicht einmal in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtet waren, so verachteten sie die Beschäftigungen des Mönchslebens, und brachten ihre Zeit allein mit Lustbarkeiten und Wohllüsten zu. Alle Laster, die den Uiberfluß und die Macht zu begleiten pflegen, schlichen sich in ihren Orden

ein, und nahmen viele Mißbräuche und Ausschweifungen unter ihnen überhand. Weil aber der Orden gleichwohl für eine Schutzwehr wider die Feinde der Christenheit gehalten worden, so übersahen sowohl die Päpste, als die weltlichen Fürsten die Laster, welche einzelne Personen unter ihnen begiengen. Allein zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, bald nach dem Antritt der päpstlichen Regierung Klemens des Fünften, wurde der ganze Orden der allerärgsten Verbrechen, und Schandthaten beschuldigt. Von der nächsten Veranlassung zu diesem Prozeß hat man zwo verschiedene Erzehlungen. Willani, dem die meisten neueren Geschichtschreiber folgen, der Prior von Montfaucon in Languedok, und ein Florentiner, mit Namen Naffodei, hätten 1305 die erste Gelegenheit zum Untergange des Ordens gegeben. Den ersten, sagt er, habe der Großmeister des Ordens wegen des Lasters der Ketzerei zu einem ewigen Gefängniße verdammt; der zweite war von dem Gerichtsvorsteher zu Paris anderer Uibelthaten halber zu harten Strafen verurtheilt worden.

den. Um sich aus dem Kerker, wo sie beide saßen, loszumachen, verabredeten sie, die seltsamen Geheimnisse des Ordens zu entdecken, sofern sie Freiheit und Loslassung erhalten würden. Die Sache kam vor den König, und er gab Befehl zu ihrem Verhör. So Willani. — Hingegen **Amalrich Auger** von **Beziers**, Verfasser einer Lebensbeschreibung Papsts **Klemens des Fünften**, behauptet: Ein Bürger von Beziers mit Namen **Squin** von **Florian** sey mit einem Abtrinnigen Tempelherrn in einem königlichen Schloß bei Toulouse im Gefängniß gesessen. Beide hätten wegen ihrer Verbrechen die Todesstrafe erwartet, und einander gebeichtet, wie etwann Leute zu thun pflegten, die auf der See ein gefährlicher Sturm überfällt. Es war damals sehr gewöhnlich, daß man den Verbrechern keine Beichtväter zuließ, da sie denn einander selbst beichteten. Nachdem Squin den Tempelherrn angehört hatte, ließ er eine königliche Gerichtsperson bitten, zu ihm zu kommen, und versicherte dieser, er habe dem König ein so wichtiges Geheimniß anzuver-

trauen,

trauen, daß ihm so einträglich seyn könnte; als ein ganzes Königreich; aber er wolle es nur ihm selbst entdecken. Philipp der Vierte voll Erwartung und Ungeduld befahl den Gefangenen sogleich nach Paris zu bringen, und versprach ihm eine völlige Entlassung aller Strafen, wenn er die Wahrheit reden würde. Nach dieser Versicherung entdeckte Squin die Beicht des Tempelherrn.

Nun entstand die Untersuchung — und also zur Aussage. — Sie ist des Präzeptors, oder des Superiors des Ordenshauses zu Rogaredda bei Pamiers. Man schickte zwei Ritter zu mir, sagte er, ob ich in den Orden treten wollte. Auf meine Bejahung versicherten mich zween andere, mein Vorsatz sey eine Sache von Wichtigkeit, ihre Regel, von der ich nur das Aeussere sehe, sey sehr schwer auszuüben. Da ich dem ohnerachtet auf meinem Vorhaben bestand, wurde ich in ein anderes Zimmer geführt, wo zehn andere Ritter, nebst dem Präzeptor, oder Superior waren; vor letzterem kniete ich nieder,

und als ich seine Frage: ob ich ein Glied des Ordens werden wollte? mit ja beantwortete, mußte ich die Hand auf ein Buch legen, welches er mir vorhielt, und schwören, daß ich weder durch Heurath, noch durch eine andere Verbindung an dem Beitritt des Ordens gehindert würde. Dann sprach der Superior: Ihr müßt Gott und uns versprechen, daß ihr gehorsam seyn, ohne Eigenthum leben, Keuschheit, und überhaupt die Gewohnheiten des Ordens beobachten, und an Gott den Schöpfer aller Kreaturen, der nie gestorben ist, und nie sterben wird, glauben wollet. Dieses beschwur ich. Nachher that mir der Superior einen Mantel um, ein Ordenspriester las den Psalm: **Siehe, wie fein und lieblich ists, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen**, und der Superior küßte mir den Mund. Hernach legte er sich auf die Bank, auf der er gesessen war, und ich küßte ihm den Hintern auf den Kleidern. Er setzte sich wieder, und die Brüder küßten ihm den Nabel. Hierauf nahm er aus einer Schachtel ein Götzenbild in Menschengestalt,

stell=

stellte es auf eine Kiste, und sprach: Meine Freunde, ihr seht hier einen Freund Gottes, der mit ihm sprechen kann, wenn er will; danket ihm, daß er euch dasjenige hat habhaft werden lassen, was ihr verlangtet. — Sie warfen sich dabei dreimal auf die Knie, beteten das Bild an, und spien dabei dreimal auf ein Kruzifix. Der Superior that mir zuletzt einen Gürtel um, und erlaubte mir bei Anfechtung des Fleisches mich mit den Brüdern zu vermischen. Nach Endigung dieser Zeremonien, wurde ich in ein anderes Zimmer geführt, mit dem Ordenshabit bekleidet, und wieder zum P. Superior geführet, der mir sagte, wie ich mich in der Kirche, im Krieg, bei Tische, und so weiter zu betragen hätte.

Ob nun gleich diese Dinge so besonders sind, daß sie nicht glaublich zu seyn scheinen, so muß doch wenigstens ein Theil davon wahr seyn; wie hätte sich sonst der päpstliche Stuhl in den damaligen Zeiten bewegen lassen, einen so reichen und mächtigen Orden, die ver-

meintliche Schutzwehr der Christenheit aufzuheben. Fast alle bestättigten diese Aussage, sowohl die Ritter in den Provinzen, als die zu Paris. Nur ist dabei seltsam, daß alle vor ihrem Tode läugneten, was sie eingestanden haben, wie **Bernhard Veit**, ein gleichzeitiger Schriftsteller, und Biographe **Klemens des Fünften** sagt: Unum autem mirandum fuit, quod omnes, & singuli sigilatim confessiones suas, quas primum fecerant in judicio, & jurati confessi fuerant, dicere veritatem penitus retractarunt, dicentes se falsa dixisse prius, & fuisse mentitos, nullam super hoc reddentes causam aliam, nisi vim, vel metum tormentorum, quod de se talia faterentur.

Ein Schriftsteller will daraus ihre Unschuld erklären; aber kann dieses letzte Geständniß nicht ein neuer Betrug seyn, die Welt zu äffen, daß sie unschuldig sterben, da einmal nichts mehr half? — Doch, wer etwa dieses Beispiel der Tempelherren verwerfen wollte, wer etwa glauben wollte, ihre

Vertilgung sey aus Staatsursachen, oder aus was immmer, auch gar unrecht geschehen, dem weise ich auf einen Bettelorden, auf die Franziskaner. Er lese ihren vom P. **Reifenstuhl** herausgegebenen **Kriminalprozeß**, und sehe, wie sich unter diesen scheinbar demüthigen Brüdern der Stolz und Verlangen nach Macht ausbreitete. Er sehe, wie sie ihre Brüder der Gerichtbarkeit des Staats und Bischöfe entzogen, und mit eigener Gewalt sie zum Tode verurtheilten, und das Urtheil vollzogen. Er lehre mich dann, diese Ausschweifung mit den Grundsätzen der Kirche zu verbinden.

Die politischen Prärogative haben die Revoluzionen des sechszehnten Sekulums in Deutschland, Schweden und Engelland vergrössert. Ihre weltliche Macht, Unabhängigkeit und politischen Einflüsse haben die bekannten Uneinigkeiten hervorgebracht. Rom dezidirte in allen Fällen ohne Unterschied. Furcht und Schrecken verbreitete sich allenthalben durch Bannstralen, und nichts glänzte,

 als

als die Schlüssel des heiligen Petrus. Wer nun glaubt, daß es unrecht sey, daß man die geistlichen Einkünfte und ihre Macht vermindere, blicke auf diese Zeiten, und sehe heut zu Tag noch auf Spanien und Portugall. Wie sie ihre Unwissenheit aufdringen, die sultanischen Aposteln! wie sie verketzern, wie sie die Lehre der Liebe und Sanftmuth zur Lehre der Wuth und Rache umschaffen! —

Die Religion wird den ersten Grund zur Glückseligkeit einer Nazion legen, sobald ihre Priester Philosophen genug seyn werden, das menschliche Herz zu kennen, seine übleren Neigungen in der Jugend zu bessern, und also seiner Schwachheit zu Hilfe kommen, und unsere gute Neigungen stärken werden. Wie vielen Krankheiten ist nicht der menschliche Körper ausgesetzt, und wie viel unendlich mehreren die Seele! Was würde man von einem Arzte sagen, der alle Wunden mit einem und demselben Chartablasma verschmiert? Wie mancher gemeine Mann würde ein empfindsamer, großmüthiger, standhafter Mensch ge-

wor-

worden seyn, wenn man ihn so philosophisch behandelt hätte, da er itzt wohl kein böser, aber ein schwankender, wenig wirksamer Mensch ist. Wie liegt nicht so mancher Keim von Edelmuth ungeweckt und unbemerkt in mancher Seele, wie könnte sie nicht um sich wirken, um sich beglücken, um sich veredeln, die gute Seele, wenn ihr Hirt sie gekannt, sie geführt, und vollendet hätte! Träumen will ich mir so eine menschliche Gesellschaft, wo die mit besseren Anlagen in ihrer ganzen Fülle wirken. — Alle Sorgfalt der Geistlichen gieng dahin, uns negativ gut zu machen, wenn sie noch dahin gieng; aber unsere Bestimmung schließt das positive Gute in sich.

Wer Mönche kennt, weiß wohl, daß sie dieses Verlangen nicht erfüllen können. Von ihnen kommen nur zahllose Andächteleien, die zu wenig natürlich sind, um sie im Herzen zu empfinden, bloß mechanische seelenleere Dinge. — Man bedenke nur, mit wie vielerlei Arten von Geschrei sie die Geduld des guten

Gottes mißbrauchen, um sich von einander zu unterscheiden. Es ist keine Verrichtung so niedrig, wofür sie nicht einen Heiligen gut finden: wie dem heiligen Nikasius der Dienst als Hausvater angewiesen wird, die Mäuse zu vertreiben. Die Sache näher betrachtet: wie kann ein Mönch in den Mauern seines Klosters, gewohnt von Jugend auf nicht klüger, als sein Oberer zu seyn, diese Kenntnisse erlangen? Ich will noch annehmen, man treffe eine Reform, und richte die Sache so ein, daß der Mönch zum Studieren angehalten würde, man nehme ihm den Chor, der immer zum Vorwand der Faulheit dienen muß; so kann er doch bei seinen Ordensregeln nie Wahrheiten annehmen, die allein zur Erkenntniß dessen führen, was der menschlichen Gesellschaft heilsam und gut ist, er müßte denn allen seinen Ordenspflichten entsagen, und da hört er auf, ein Mönch zu seyn. Ausserdem haben wir schon oft erfahren, daß diesem Zwecke die gelehrten Geistlichen weniger entsprochen, als die philosophischen. Ich weiß wohl, daß man ohne Hilfe der Gelehr-

sam-

samkeit nie ganz Philosoph werden kann; doch will ich nur sagen, daß ein Mönch durch einen ausserordentlichen Fall wohl Gelehrter, aber nie Philosoph seyn wird.

Es ist noch nicht genug, daß man die Mönche abschaffe; so lange die Politik die Religion leiten wird, so lange werden ihre Vorsteher die Religion zu einer Politik machen, und die Moral wird höchstens nur die Aufwärterin dieser religiösen Politik, oder politischen Religion seyn. Die Mönche sind gar herrliche Diener dieser Art von Religion; denn durch sie wird der Laie dumm und unwissend, und der schlauere Priester zieht Nutzen davon. Man sehe, wie weit das geht. Ich finde, zum Beispiel, etwas Erhabenes darin, das Grabmal eines grossen Mannes zu besuchen; indem ich an die Grösse seiner Unternehmungen denke, erfüllt mich seine Grabstatt mit einem heiligen Schauer, der meine Seele mit Nutzen durchdringt, und mich zur Nachahmung reizt. Das wollten ohne Zweifel vernünftige Päpste durch die

Reliquien der Heiligen bewerkstelligen, und errichteten daher den Helden christlicher Tugenden Grabstätte. — Was für herrliche Sporteln aber waren nicht die heiligen Knochenlieferungen für Rom! wie manchen abergläubischen Fürsten machte man sich nicht damit verbindlich! Man wußte wohl, daß das Wunderbare die Leidenschaft roher Seelen sey, und was für Lügen dieser Art machte man dem Volke nicht glauben?

Ein Mönchsfreund wirft mir ein, die Mönche legten sich in unseren Zeiten ja auf die Wissenschaften, hätten schon manches nützliches Büchel drucken lassen. — Wollte Gott! sie hätten gar nichts drucken lassen. Man sehe einmal die Brochüre, man höre ihre Disputazionen, wo der Pater Lektor und sein Opponent vom Weine, Asini und Ergo erhitzt, schreien, ohne daß sie sich verstehen, Konzilien zitiren, die nie gehalten worden, und anderen Meinungen andichten, die sie nie dachten, oder vertheidigten. Ein Lektor ward in meiner Gegenwart überwiesen, daß der

heilige Thomas nie die Meinung könne gehegt haben, die man ihm zumuthen wollte. Quid hoc ad rem? rief mein Theolog, sed bene fecisset divus Thomas, si ita cogitasset. Wie soll man von solch einem Kopfe den wahrheitsreichen Unterricht erwarten, der dem Schüler den hellen Blick verschaffen soll, das ganze Lehrgebäude zu übersehen, und seine Grundsätze nützlich anzuwenden? — Ancilletur, famuletur Philosophia, schrie mein Kollega, der Doktor R * * von seinem Katheder. Man stelle sich daher seine Begriffe von Philosophie vor. Dazu kömmt noch, daß diese Herren ihre größte Ehre in Spitzfindigkeiten suchen, und mittelst derselben verschiedene Partheien erzeugen, die den Religionsgegnern zum Spotte dienen. Nichts gleicht dem Hasse, mit dem diese Viri clarissimi sich verfolgen. Ich traute mir eher den kühnsten Aufrührer, als solch einen theologischen Leoparden zu besänftigen. Man sehe, wie diese Wuth von der Katheder zur Thatsache übergeht. — Hier der in seinem Blute liegende fromme Kolligni mit Tausenden der Hugo-

notten,

notten, in der Bartholomäusnacht; dort den Mönch mit dem blutigen Dolch auf Heinrichs des Dritten Brust zielend; da der molinistische Mordbube Heinrich des Vierten — Gott, mein Geist bebt ängstig zurück! — Aber solche Ordensinstitute, wo blinder Gehorsam herrscht, wo man nur seine Grösse auf was immer für Ruinen sucht, mußten einen Molina, und Molina muß Königs- und Päpstemörder hervorbringen. — Glaubte man nicht zum Richter über Staaten und Monarchen aufgestellt zu seyn? Was für einen Kaltsinn zieht diese Aufführung nicht unvermerkt der Religion zu? — Dazu kommen noch ihre Geldschneidereien unter frommen Vorwand, die dem Hausvater lästig fallen; ihre Schwelgereien, die das Zutrauen und die Achtung der besseren und gesitteteren Gläubigen mindern, ihre Ränke unter sich, die sie beim Glase Wein ausbrüten; die Einmischung in Familiengeschäfte, womit sie nicht selten rechtmäßige Erben um das Ihrige gebracht, Eheleute unter einander verhetzt, und zahllose unglückliche Verbindungen gestiftet ha-

ben.

ben. Welcher Mann vom Verstande kann sich erbauen, wenn ihm solch ein Tartüffe von der Kanzel Enthaltsamkeit, Gewissenhaftigkeit, Friedenliebe, und dergleichen mit glühenden Backen zuschreit?

Es würde ohne Zweifel beitragen, bessere Sitten unter den katholischen Geistlichen entstehen zu machen, wenn man ihnen erlaubte, sich zu verheurathen. Dann würde das Zusammenkriechen in die Klöster aufhören, wo ein abstraktes, unnatürliches, melancholisches Leben hundert abgeschmackte Hirngespinnste erzeugt. Ihre eigene Haushaltung und die Erziehung ihrer Kinder würde ihnen nicht erlauben, sich mit müssigen Andächteleien, wunderbaren Projekten, und mehr anderen schädlichen Dingen abzugeben, und so manche Empfindungen in ihnen rege machen, die ihr Herz empfänglicher für die Wahrheit, theilnehmender an dem Schmerz des leidenden Bruders, strenger gegen sich selbst, treuer gegen den Nebenmenschen, und weniger stolz und rachsüchtig machen würden. Es müßte

ein

ein äußerst verdorbener Hausvater seyn, der beim Anblick seiner Familie nicht angefeiert würde, die Pflichten seines Amtes eifriger zu erfüllen, sich zu ihrem Beßten unnöthigen Aufwand zu versagen, und sein Betragen zu ihrem Beispiel, zu ihrer Ermunterung, zu ihrem Troste einzurichten. Die Furcht vor der Strafe der Oberen wird nie so was bewerkstelligen: ein schlauer Mensch umschleicht die Pflichten, und betrügt alle Wächter.

Noch einen Wunsch, o Vorsicht! schenke dem Volke, das du beglücken willst, Toleranz! — Gieße Sanftmuth in das Herz deines Priesters, und überzeuge seinen Verstand, daß du es ja zugiebst, dich von deinen Geschöpfen auf verschiedene Art verehren zu lassen.

Die ersten Christen geben uns Beispiele genug von Toleranz, ohnerachtet sie eifriger waren, als wir. Sie verfolgten einander nicht, und es gab keine Streittheologie, keinen Pater Lektor, der zur Ehre Gottes eine Hetze mit dem A. R. und so weiter Kollega

anzustellen Lust gehabt hätte, keinen Pater Fast, Merz, und wie die apostolischen Hetzmeister alle heißen mögen.

Selbst die Heiden beschämen uns. Sie sahen die verschiedene Ausübung des Gottesdienstes, ohne deswegen jemand zu verfolgen. Die Tradizionen derselben wurden in ihren Archiven aufbewahrt, und niemand dürfte sie sehen, als die Priester, wodurch der Kritik vorgebogen worden. Auf der ganzen Erde hatte man Götter, Opfer, Feste, Spiele, Tänze, und so weiter, und man weiß bei der langen Dauer der heidnischen Religion, von keinem Religionskrieg (denn der Krieg des **Amphiktion**, der nur die Unbilden rächen sollte, die man den griechischen Tempeln angethan hatte, war von der Art nicht) noch weniger weiß man von einer Bartholomäusnacht, u. s. w. — — —

Pourquoi fuis tu, chere innocence,
Quel destin t' enléve aux mortels?
Avec la paix & l' abondance

Bayerische Staatsbibliothek München

Disparoissent tes saints Autels —
— — — — —
Fureur, trahison mercenaire
L' or vous enfante, j'en frémis
Le frére meurt des coups du frére,
Le pére de la main du fils.
L' honneur fuit, l' intérêt immole
Des loix que partout on viole —

La Motte.

Künste und Gelehrsamkeit.

Für Künste und Gelehrsamkeit haben nicht alle Nationen einen gleichen Hang. Die Griechen fesselten durch sie ihre Uiberwinder, die Römer, und obwohl die Künste nach Rom zogen, so blieb doch Athen ihr Vaterland und eigentlicher Wohnplatz. Die Römer machten ausserordentlichen Fortgang in der Beredsamkeit und Poesie; aber die Musik, die Malerei, der feine scherzhafte Ton der Komödie, die sanfte Philosophie, die, so zu sagen, die Blu-

men der Empfindungen liest, blieben in Griechenland zurück.

Egipten gab die ersten Beispiele des Erhabenen in der Baukunst. Ein ausserordentlich erfindsames Volk, ganz für das feinste Gefühl der Wohllust gemacht, beherrscht von Philosophen, begeistert durch die Gebräuche der Religion, mußte so etwas hervorbringen.

Die Perser verdienen, ihnen an die Seite gesetzt zu werden. Persepolis ist das größte Meisterstück der Baukunst. Die unterirdischen Gänge und Behältnisse für die Todten setzen die Reisenden in Erstaunen. Man sieht den Karakter der Völker des Alterthums in ihren Gebäuden, alles ist groß und einfältig, wie ihre Sitten.

Der erste Schwung des Genie bringt Wunderdinge hervor. In der Metaphisik zeugt er Träume, in der Geschichte Fabeln, und in den Künsten das Erhabene. Kinder, Weiber, gemeiner Pöbel, und alles, was noch

den Stempel der ersten Ungebildheit der Menschen trägt, kann sich an Romanen und wunderbaren Geschichten nicht sättigen. Die Völker des Alterthums lehren uns, wie eine außerordentliche Geistesgröße und unendliche Gebrechen neben einander stehn können. Das Pantheon, Herkules Farnese und hundert andere schätzbare Uiberbleibsel der Kunst setzen unsere Kritiker in Erstaunen, und geben ihnen zu gleicher Zeit Gelegenheit, von den Fehlern der Simetrie, von nicht wohl angebrachten Attitüden und dergleichen zu sprechen.

Die heutigen Morgenländer zeigen uns die Anlage ihres Geistes in prächtigen Gebäuden, mit herrlichen Terrassen, Gängen, Sehthürmen, Statuen, Wasserleitungen; aber oft herrscht die wunderbarste Ordnung und Verbindung in allen diesen Dingen. Ein Missionär berichtet, der Pallast des Kaisers von China sey bei aller Pracht und ungeheuren Grösse das fehlerhafteste Gebäude von der Welt.

Euro-

Europa zeigt uns nur wenige unsterbliche Denkmale der wohllüstigen Pracht; denn der politische und kriegerische Geist der europäischen Völker hat mehr bürgerliche, zum gemeinen Gebrauch dienende Gebäude hervorgebracht. Italien ausgenommen, wo noch der Geist des Alterthums in Tropheen, Statuen und Gemälden sichtbar ist. Wir übrigen haben nichts, als Bibliotheken, Universitäts, Vorrathshäuser, Spitäler, Kassärnen und Invalidenhäuser, ein Paar mittelmässige Theater, und einige Gärten aufzuweisen.

Man bemerkt hier gar leicht die verschiedenen Wendungen, die der Geist der Völker nimmt, noch mehr aber in seinem positiven Ausdrucke in der Rede. Solang wir die orientalischen Völker kennen, so wissen wir ihre Neigung zur Beredsamkeit, aber zu einer Beredsamkeit voll Sentenzen, Allegorien und Gleichnissen. Die Empfindlichkeit ihrer Organen, und die schnelle Bewegung ihres Geistes und Blutes veranlaßt einen eben so schnellen Ausdruck ihrer Ideen. Man sehe

dagegen den langsamen Vortrag des Norden, und betrachte darauf wieder den italiänischen Prediger auf seiner Kanzel, wie er einen Salto mortale nach dem andern macht, und durch alle Oktaven brüllt. Welche Verschiedenheit!

Eine starke Einbildungskraft in einem gut organisirten Körper drückt eine Idee rasch und malerisch aus, ohne Mühe, bloß Abdruck des Gefühls. Sie ist oft die Folge schwacher, und dabei sehr reizbarer Nerven. Man wird Leute mit dieser Anlagen hundert niedliche Kleinigkeiten in den Künsten hervorbringen sehen, sie werden jedoch um alles in der Welt kein mathematisches Problem demonstriren. Das scheint der Fall der morgenländischen Völker zu seyn, man sieht es zum Beispiel in ihrer Malerei. Man erblickt da ein brennendes Kolorit, keine feinen Nüanzen, kein chiaro oscuro, keine sanfte Harmonie der Farben. Thiere, Menschen, Früchte ganz niedlich für sich; aber ohne Haltung und Ordnung, in fatalen Attitüden: man überzeuge

sich

sich durch die chinesischen Gemälde. *) Genie von solcher Art macht schnelle Schritte bis auf einen Punkt, dann bleibt es ohne vorzurücken, ohne Reife. So die morgenländische Geschichte — wie reichhaltig an zärtlichen, naiven Ausdrücken, und wie unausstehlich trocken lange Strecken hindurch, wie voll von reizenden Bildern voll Natur, und wie äußerst ungleich im Ton und Vortrag.

Das Theater bietet uns die sicherste Gelegenheit an, den sittlichen Zustand einer Nazinn kennen zu lernen. Man will nur Handlungen sehen, die Beziehuug auf die Verfassung, und auf den eigenen häuslichen Zustand haben, und wenn der Dichter Gegenstände aus der Ferne holt, so muß er sie doch nach der Denkart seiner Nazion sprechen lassen, wenn sie interessiren sollen. So sah man auf der Bühne der Alten Orakel, Opfer, durch Geliebde, oder aus Vaterlandsliebe aufgeopferte Menschen, und dergleichen. Der

*) Man sieht es auf ihrem Porzellän zum Theil.

Franzose läßt seinen Helden mit dem ihm so eigenen stolzen Gefühl sprechen; aber sich eben so galant in seiner Liebe ausdrücken. Der Engelländer verbindet mit der Freiheit der französischen Handlung auf dem Theater die so ganz originelle, kernichte Art des Ausdrucks, die sein rasches Gefühl veranlaßt, das seinen Karakter bestimmt. Der Deutsche, Nachahmer von beiden, verräth durch diese glückliche Nachahmung, wie groß der Umfang seiner Fähigkeiten sey. Warum aber der bisher so viel Nachahmer war, sieht man gar leicht in der außerordentlichen Verschiedenheit der Provinzen seines Vaterlandes, deren Einwohner so lange in ihrem Geschmacke nicht eins werden konnten. Man sehe einmal einen Sachsen und einen Wiener, comme il faut, einen weichen Niederschlesier und einen Preußen an der pomerschen Gränze. Wie verschieden in der Lebensart! — Der Sachse frügal und empfindsam, der Oesterreicher prassend und dicknervicht. Wie konnten beide an einem gleichen Schauspiel Vergnügen finden? Der schmolz bei den Leiden

einer Julie, und der verdaute seinen Kalbsbraten bei den Spaßmachereien seines Hanswurstes.

Wie zeigt sich die Verschiedenheit der Sitten nicht auf der alten und neueren Bühne, wie viel mehr Freiheit herrscht auf der neueren, deren Gegenstände aus unserer feineren häuslichen und politischen Verfassung hergeholt sind. Die Theaterdichter Europens sind nicht Lustigmacher, sondern Sittenlehrer, und zeigen uns, daß unsere gelehrte Verfassung eben so philosophisch sey, in welcher sich die Entdeckungen in Wissenschaften und Künsten mit Leichtigkeit ertheilen.

Alles will heut zu Tage philosophisch scheinen, und wenn es gleich nicht so viele wirklich sind, als es scheinen, so muß wenigstens dieser Enthusiasmus für die Philosophie etwas Gutes hervorbringen.

Philosophische Aufklärung macht ohne Zweifel das größte Glück einer Nazion, der

gemeinste Bürger ist ihrer fähig, und Gesetze, Sitten und falsche Religionsgrundsätze haben ihn bisher in manchem sogenannten polizirten Staat gehindert, sie zu erlangen.

Man wird allzeit von dem Geiste einer Nazion falsch urtheilen, wenn man nicht ihre Hauptrevoluzionen übersieht. So haben uns so manche Schriftsteller die Russen, als blöde, der Arbeit und Zucht unfähige Leute beschrieben, ohne zu bedenken, daß diese Einwohner eines rauhen Himmelstriches, den vordem ein Theil römischer Krieger bewohnten, unter ihrer Sklaverei und ihrem Aberglauben noch einen Theil ihres Muthes und Liebe zur Freiheit im Verborgenen nähren. Heut zu Tage ists gerade umgekehrt; man spricht so viel von der Grösse dieser Nazion und ihrem Fortgang in Wissenschaften und Künsten, ohnerachtet dieser Fortgang sich meistens auf die Hauptstadt beschränkt.

Es ist ganz außerordentlich, was für verschiedene Wege der Geist zu seiner vollkomme-

menen Ausbildung nimmt. Man denke sich einmal die Franzosen, diese Nazion, die eine so besondere Gabe zu haben scheint, jeden Gegenstand schnell durchzudringen, und zu verfeinern. Man sehe sie, sag' ich, in der Epoche von **Philipp** den **Sechsten** bis auf **Ludwig** den **Eilften**. Sie empfanden die Nothwendigkeit des Unterrichts, sie verabsäumten keine Mittel, Aufklärung zu erhalten; aber die Vollkommenheit der menschlichen Erkenntniß ist nur ein Werk der Zeit. Die in verschiedenen Städten Frankreichs gestifteten Universitäten, als in **Montpellier**, **Orleans**, **Poitiers** zeigen hinlänglich von der Sorgfalt, die man auf die Wissenschaften verwandte. Aber so, wie man seit den finsteren Jahrhunderten sich fast allenthalben der Mönche zu diesem Zwecke bediente, so war es auch in Frankreich, und hinderte den Fortgang der Wissenschaften, wie allenthalben. Die Theologie, die sie doch als Professionsstudium am besten durchgedacht haben sollten, ward durch metaphisische und dialektische Spitzfindigkeit entstellt. Die Dominikaner

trie-

trieben am Ende des vierzehnten Jahrhunderts den berüchtigten Unfug über die Materie von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Das Verderbniß der Sitten veranlaßte verschiedene Theologen, sich zu Propheten aufzuwerfen, und das Ende der Welt, und die Ankunft des Antichrists aus der Offenbarung des heiligen Johannes weißzusagen. Also schon damals gab es apokaliptische Träumer? Die Predigten waren im eigentlichen Verstande barbarisch, halb latein, halb französisch, mit Silogismen und Distinkzionen vollgestopft. Die silogistische Spielkunst bemächtigte sich aller menschlichen Kenntnisse, und suchte sie zu ersticken. Die Arzneikunde, die Rechtsgelehrsamkeit, vorzüglich aber die Theologie strotzte von dialektischen Grübeleien. Der Franziskaner, **Johann Duns**, oder **Skotus**, der subtile Doktor, machte sich vorzüglich durch seine logikalischen Kindereien furchtbar; sein Schüler, **Wilhelm Occam**, machte es noch ärger, und bekam dafür den Ehrentitel des unüberwindlichen Doktors. Der Disputier- und Subti-

litätengeist gebahr eine unendliche Menge irriger Meinungen und Streitigkeiten. Zwo Sekten theilten die Gelehrten dieser Zeiten, die **Realisten** und **Nominalisten**. Die Letzteren beschäftigten sich bloß mit der Definizion der Ausdrücke, und indem sie ihre Wortklaubereien auf das Aeußerste trieben, machten sie ihre Gegner bald stumm und verwirrt. Die Realisten hingegen rühmten sich der Verachtung solcher Wortkriege, und der Untersuchung der Sachen, und doch machten sie wider ihre Gesetze bei einem Ausdruck eine Menge Distinkzionen.

Die Phisik schränkte sich auf die Erklärung der aristotelischen Schriften ein. Wenn ein kühner Philosoph etwas Neues sagen, und dem Aristoteles widersprechen wollte, so mußte dieses mit grosser Behutsamkeit geschehen, und stäter Versicherung, man sage das nur, um den Aristoteles zu erklären.

Man kennt wenig Abhandlungen über die Metaphisik aus diesen Zeiten. Sie wurde

zwar

zwar auf allen Universitäten gelehrt, und durch ihre Spitzfindigkeiten hatte sie sich beinahe aller anderer Theile der Philosophie bemeistert. Nie sind wohl mehr moralische Bücher geschrieben, als damals. Die Moral wurde zum Zwecke fast aller Schriften gemacht, und das ist um so viel mehr zu verwundern, da man gar keine in den Sitten sah.

Man kann sich leicht einen Begrief von den Sitten dieser Zeit durch seine Feste und Schauspiele machen. Zum Beispiel: Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Aegipten suchte man ein junges Mädchen, das schönste in der Stadt aus, putzte es prächtig, gab ihr ein niedliches Knäbchen in die Arme, und setzte es auf einen kostbar angeschirrten Esel. In diesem Aufzuge und unter Begleitung der ganzen Klerisei führte man den Esel mit der Jungfrau in die Hauptkirche, und stellte ihn neben der anderen hochwürdigen Hauptperson bei diesem Feste am Hochaltar, zur rechten des Pontifikan-

kanten nämlich. Mit grossem Pomp ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, das Kirie, das Gloria und das Kredo wurde mit dem erbaulichen Refrain: Hinham! hinham! geendiget. Schrie der Esel gerade eben dazu; desto besser! Wenn die Zeremonie zu Ende war, so sprach der Priester nicht den Segen, sondern schrie dreimal, wie ein Esel; und das Volk, anstatt sein ordentliches Amen zu ruffen, jauchzte ihm dreimal wieder entgegen. Zum Beschluß wurde dem Herrn Esel (Sire Asne) zu Ehren ein halb latein- und halb französisches Lied angestimmt, das noch vorhanden ist, wie man in dem Memoires par M. de Tillot finden kann.

Die Mönche hatten noch verschiedene Erfindungen ersonnen, das Volk an sie zu locken, mißbrauchten daher alle Gattungen der Künste, um ihren Zweck zu erreichen. Sie bemächtigten sich des Theaters, und es kam dabei so viel Geld ein, daß sie von dieser Einkunft jährlich tausend Livers an die Armen-administrazion zahlen konnten. Was die

Stü-

Stücke betrifft, so waren es Gedichte ohne Plan, ohne Erfindung, ohne zweckmässige Behandlung. Die Handlung dauerte manchmal ein halbes Jahrhundert, die Stellen der Bibel wurden wörtlich angeführt, der Heiland hielt Reden, wie die damaligen Pfaffen halb latein- und halb französisch. Er reichte den Aposteln das Abendmal mit Hostien; erschien bei der Verklärung auf dem Berge Tabor, zwischen Moses und Elias, in der Kleidung eines Karmeliters; die heilige Anna gebahr in einem auf dem Theater angebrachten Alkoven, bloß hinter zugezogenen Vorhängen. Die Erfindungen, die den Dichtern ganz eigen waren, sind noch toller gewesen. Judas tödtete den Sohn des Königs Iskariot, mit dem er sich beim Schachspiel überwarf: er erschlägt hierauf seinen Vater, heurathet seine Mutter, bereut es, und wird närrisch. Mahomed mußte siebenhundert Jahre vor seiner Geburt erscheinen, und wurde unter die Götzen des Heidenthums gerechnet. Der Statthalter von Judäa verkauft die Bisthümer an die Meistbietenden: dieses

sollte

sollte vermuthlich eine Satire auf die damals so gewöhnliche Simonie seyn. Satan bittet Luzifern, ihm seinen Segen zu geben. Wenn über das Kleid das Loos geworfen werden soll, so bringt der Teufel die Würfel, und befiehlt dem Soldaten, dem er sie giebt, allen, die ihn fragen würden, woher er sie bekommen habe, zu sagen, daß es ein Geschenk von ihm sey. Teufeln, Diebe und Henkersknechte machen die lustigen Personen aus. Das Theater selbst bestand aus verschiedenen über einander gebauten Gerüsten, wovon das Oberste das Paradies vorstellte. So wie sich die Szene der Erde näherte, so wurde auch auf niedrigeren Gerüsten gespielt. Da nun die Hölle auch dabei zu thun bekam, so öffnete man in solchen Fällen eine Fallthüre, da sich dann die Hölle in Gestalt eines Drachenschlundes zeigte, woraus die Teufeln und Ungeheuer hervorgiengen. Die Dialogen wechselten mit Gesängen ab, die oft vielstimmig waren; aber wenn Gott Vater seinen Willen ankündigte, so geschah es gemeiniglich durch ein Trio, das aus Diskant, Alt und Baß

bestand: ein Umstand, aus dem man auf den damaligen Fortgang der Musik schließen kann.

Die Geschichte ward nicht besser, als die schönen Wissenschaften und die Philosophie von ihnen behandelt. Der so geschätzte Mönch Rigord Geschichtschreiber des Königs Philipp Augusts erzehlt, daß in einer gewissen Nacht der Mond vom Himmel herabgestiegen sey, sich eine Zeitlang hingesetzt, und gleichsam ausgeruht, hernach aber mit vielem Anstand sich gegen Himmel erhoben habe, welches, setzt er hinzu, von vielen unserer Brüder sehr deutlich gesehen worden. Eben derselbe erzehlt auch, daß nach der Wegnahme des wahren Kreuzes durch die Ungläubigen 1187 alle hernach geborne Kinder nur zwanzig, oder zwei und zwanzig Zähne bekommen hätten.

Die Alchimie war das Lieblingsstudium der damaligen Gelehrten; einige wollten auch den Papst Johann den Zwei und zwanzigsten dazu bereden, und verhießen ihm Wun-

derdinge. Der Papst mag unter der Hand etwas zu ihren Unternehmungen beigetragen haben; doch, da kein Geld zum Vorschein kommen wollte, so ward er böse, und ließ zwo Bullen gegen die Alchimisten ergehn: Spondent divitias, ruft er darin aus, & non exhibent. Das Lächerlichste ist, daß ihm die Alchimisten darauf den Possen spielten, und ein Buch von dieser Materie unter seinem Namen drucken ließen.

Die Geistlichen entschieden auch in rechtlichen Angelegenheiten, und machten die Prozesse täglich verwirrter. Ein unzählbarer Schwarm neuer Formeln entstand, Verdrähungen und Ausflüchte, an welche die Sammler der römischen Gesetze vielleicht nie gedacht hatten. Die Dauer der schlechtesten Prozesse verewigte sich durch Annehmung der verschiedenen Grade der Appellazionen, die man in die geistlichen Gerichtsstuben einführte. Und doch waren es diese Gerichtsstuben, aus denen die weltlichen Richter den größten Theil ihrer juristischen Leisten entlehnten. Das

schien um so viel bequemer und schicklicher, da die Gränzen der beiden Rechtswissenschaften damals schon in einander geschoben waren, daß sehr viele Rechtshändel zugleich vor den weltlichen und vor den geistlichen Richter gebracht worden. Die Ermächtigungen der geistlichen Gerichtsbarkeit waren um so viel leichter, da alle ihre Richterstühle standhaft und einmüthig gegen die bürgerliche Macht handelten, welche letzte in eine unendliche Menge besonderer Gerichtsbarkeiten zertheilt war. Man erinnere sich an die Streitigkeiten, die sich damals zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit erhoben; die von beiden Theilen angeführten Gründe sind hinreichend, uns von den damals herrschenden Mißbräuchen einen Begrief zu geben. Die Sache blieb zu derselben Zeit unentschieden; aber einige Jahre nachher untersagte Philipp der Sechste den bischöflichen Gerichten die Erkennung in Ehestandssachen. Dieses geschah auf Vorstellung der Bürger von Amiens, die sich beschwerten, daß die Offizialen ihres Bischofs sie vor sich zitiren ließen,

und sie, unter dem Vorwand, daß sie unerlaubten Umgang mit fremden Weibern trieben, zur Bezahlung schwerer Geldbußen zwängen. Der Monarch hatte dem Prälaten zu verschiedenen Malen einschärfen lassen, dieses ärgerliche Verfahren einzustellen; als er aber dennoch ungehorsam blieb, befahl er den weltlichen Richtern, dessen Hartnäckigkeit durch Einziehung seiner weltlichen Güter zu biegen.

König **Johann** suchte von Offizialen die Entscheidung der Prozesse, und die Vollziehung der Testamente zu entreißen: er konnte aber doch nicht hindern, daß sie nicht lange mit ihren Ansprüchen bestanden wären. Man fuhr unter anderen noch lange fort, den abentheuerlichen und schändlichen Gebrauch auszuüben, nach welchem den Christen, welche starben, ohne den Kirchen milde Stiftungen zu machen, das Begräbniß vorenthalten wurde. Zu diesem Fall ernannte das geistliche Gericht einen anderen, wenn der Verstorbene vom Ansehen und reich war, oder wenn er durchs Ohngefähr ohne Testament gestor-

 ben,

ben, der an seiner Stelle ein Testament machen, und ihm dadurch das Recht, an der Seite der Gläubigen eingescharrt zu werden, verschaffen mußte. Bei einer solchen Ungebundenheit erlaubte sich die Geistlichkeit unzählige und ganz erschreckliche Betrügereien.

Diese aus den finsteren Jahrhunderten hergeholte Anekdoten werden manchem Leser schon bekannt seyn; wir wollen sie aber nützen, um einen Vergleich mit unseren Zeiten anzustellen. Mit unseren Zeiten? — Ja, und vielleicht ist die Aehnlichkeit grösser, als es beim ersten Anblick scheint.

Uiberall, wo Mönche Lehrstühle inne haben, ist der Unterschied von der Lehre der finsteren Jahrhunderte noch heut zu Tage sehr klein. Sie sind zwar keine Nominalisten und Realisten; aber die Wortklaubereien sind eben so. Sie fangen an zu lesen; aber es ist mit einem Mönchskopf, wie mit dem Magen eines Wassersüchtigen, er kocht aus den herrlichsten Speisen nichts, als Schleim und Unrath.

Da hört man dann die aufgedunsenen Schwätzer auf ihren Kathedern bald von neueren Schriftstellern geborgte Grundsätze vorbringen, und bald sie wieder durch allerlei Wendungen in ein anderes Licht stellen. Einige sind außerordentlich frei; aber bei diesen war der Hang zur Freiheit, oder vielmehr Zügellosigkeit, nicht Aufklärung und Wahrheitsliebe der Sporn, der sie Antrieb, sich über die Vorurtheile ihres Standes wegzusetzen. Nichts ist unausstehlicher, als solch ein zügelloser Geistlicher. Anstatt, daß der Unterricht eines weisen, freidenkenden Mannes überall Licht, überall Nutzen verbreitet, wirkt das kühne Geschwätze eines solchen Witzlings nichts, als Abscheu und Eckel. Es ist ihm nicht darum zu thun, die Sache so vorzutragen, daß der Zuhörer wisse, was an ihr ist, sondern alles geht dahin, das an der Religion gehässig zu machen, was ihn am meisten drückt. Was hat denn den Fortgang der Wissenschaften und Künsten unter der wohlmeinenden Theresia so sehr gehindert, als dieser Troß von solchen Tartüffen? Wer die

damaligen Prozeduren kennt, der ruft mit Erstaunen über die Mirakeln des schwarzen Mantels aus: Oculus non vidit, & mens non cepit. Die gute Monarchin voll Religion und redlichen Gesinnungen, glaubte, diese Leute hätten eine ähnliche Denkart mit ihr, sie traute also, und weil sich einige auf die Wissenschaften legten, zog sie dieselben hierin zu Rath. Aber wozu nützten sie dieses Vertrauen? Wahrheitsfreunde zu untergraben, Lehrer mit den besten Absichten von ihren Lehrstühlen zu verdringen, und ihre Kreaturen an deren Platz zu stellen, angehende Genies zu verketzern, und ihnen, so viel möglich, die Mittel zu aller Beförderung abzuschneiden, und dergleichen. Nun kamen Ausländer nach Wien, die kannten das Verdienst dieses, oder jenes Gelehrten, warum nützt man diesen Mann nicht? riefen sie. Ja, antwortete man, da der Prälat, da der Bischof hat ihm geschadet, man sagt, er ist ein Freigeist. — Aber warum wendet man nicht wenigstens die Talente des anderen an? — Ja, sagte man, seine Hochwürden und Gnaden der

Abt

Abt von * * * hat sich wider ihn erklärt, weil er ein Freigeist ist: und so waren in Kurzem Wien und die ganzen österreichischen Staaten ganz voll Freigeister, die jedoch alle mehr Religion hatten, als diese schwarzen Todtengräber der Verdienste. Nun wirkten sie, um nicht verdächtig zu werden, nicht allemal in eigener Person, sondern durch manche Exzellenz, die diese Exzellenz ihnen zu verdanken hatte. Da es nun in allen Ständen ehrliche Leute und Schurken giebt, so ahmten die weltlichen, die zur letzten Klasse gehören, auch noch zum Uiberflusse dem Beispiele der Hochwürdigen nach, und so war des Untergrabens, zur grösseren Ehre Gottes, kein Ende.

Das Resultat davon —

Da sah man wohlmeinende Lehrer, sich mit halben Worten über manchen Gegenstand ausdrücken, Schriftsteller verbieten, die Lehrer und Schüler aufklären sollten, Gelehrte, die ihre Kenntnisse in sich verschlossen, und Igno-

ran-

ranten, die die Welt belehren wollten. — Aber weiter mit der Vergleichung. — Die Philosophie, die, zum Beispiel, der Minorite noch 1775 an der Universität in Ollmütz lehrte, wird doch wohl mit der im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nicht um den Vorzug streiten? Ein Mathematikus, der in diesen Jahren keinen Bernulli, Kästner, u. s. w. und ein Phisikus, der keinen Euler, und dergleichen kennte, wäre wohl auch ein Thier aus dem vierzehnten Jahrhundert. — Ein Augustinerprälat, der einem Lehrer der Geschichte, als Direktor befehlen würde, in einer Tabelle, die zu einer litterarisch-historischen Prüfung entworfen wäre, den heiligen Augustinus unter den Philosophen oben an, und Mendelson, als Juden zuletzt zu setzen, wäre ja ganz des vierzehnten Jahrhunderts werth. Ein Lehrer der Rechten, der seine Katheder schon lang inne hätte, und in seinen Kollegien, die er lese, wohl Acht haben müßte, den Finger nicht von der Zeile zu verlieren, um nicht non sens herauszubringen, schien auch aus diesen Zeiten

zu seyn. — Ob es nun solche Geschöpfe wirklich gibt, magst Du, lieber Leser, untersuchen; wenn Du sie aber fändest, so bin ich überzeugt, daß Du ihnen Platz im rechten Zeitraum anweisen würdest.

Was die abentheuerlichen Predigten des vierzehnten Jahrhunderts betrifft, so lächeln die Geister dieser hochwürdigen Marktschreier ja ganz troſtreich auf unsere Faste, Merze und Konsorten herab, und würden sich nicht schämen, ihre Produkte für eigene anzunehmen. Ein Mehreres sieh, lieber Leser, in den wöchentlichen Predigerkritiken.

Die geistlichen Schauspiele der finsteren Zeiten haben mutatis mutandis noch vor Kurzem ihres Gleichen gehabt, selbst die Jesuiten, die doch die Aufgeklärtesten unter den Mönchen seyn wollten, hatten ihre Possenspiele mit dem heiligen Ignazius an dessen Festtage: die komischen Anzüge an den Prozessionen haben so manchen Spaß gemacht. Das Konsistorium ist ein nicht geschickteres

und

und nicht weniger Geldgieriges Gericht in Ehestandssachen, als die Offizialen des Bischofs von Amiens. Man versagt freilich keinem Menschen heut zu Tage das Begräbniß, wenn er keine geistliche Stiftungen macht; aber man hält einen doch für einen schlechten Christen, oder vielleicht gar für keinen braven Mann, wenn man nicht wenigstens ein Dutzent Priestern ein Geld für Messen zu verdienen giebt. Kein **Rigord** erzehlt freilich nichts mehr vom Herabsteigen des Monds; aber die ganze katholische Kirche dreht doch immer den Rosenkranz in der Hand, als ein Geschenk herum, daß die Mutter Gottes dem Bruder Dominik gemacht haben soll.

Wahre Aufklärung ist ohne Zweifel das größte Glück einer Nazion; das kann aber nicht anders, als durch eine gute Nazionalerziehung bewerkstelliget werden. Ich habe vorher gesagt, daß ein jeder Bürger, weß Standes er seyn möge, mit gewissen philosophischen Begriffen bekannt werden könne, die ihn durch sein ganzes Leben auf guten Wegen

lei-

leiten werden. Das Erste, worüber der Bürger aufgeklärt werden muß, sind die **Pflichten des gesellschaftlichen Lebens.**

Die Pflichten der Selbsterhaltung lehren jeden, daß er alles vermeiden müsse, was dem natürlichen Wunsche dieser Selbsterhaltung zuwider läuft. Wir fühlen einen geheimen Trieb, der alle unsere Kräfte zur Anstrengung reizt, diesen Zweck zu erhalten. Dieser Trieb, eine Folge unseres Wunsches, lehrt uns, alle Hindernisse bei Seite zu schaffen, und, mit einem Worte, nichts anderes zu thun, als was mit unserer Selbsterhaltung, und dem besseren Genusse unserer Existenz bestehen kañ. Die Empfindung, oder die Kenntniß von dieser ersten Bestimmung macht uns leicht auch unsere ersten Pflichten kennen, die wir gegen die Menschen haben. Das, was wir im Innersten der Seele oft bei anderen vorgehen sehen, zeigt uns von der Aehnlichkeit unserer Empfindungen, und also von der Aehnlichkeit unserer Bedürfnisse, und von der Aehnlichkeit unserer Rechte, sie zu befriedigen.

So-

Sobald der Bürger über seinen eigenen Vortheil aufgeklärt ist, so kann es nicht schwer seyn, ihm begreiflich zu machen, daß sein eigener Vortheil nicht bestehen köme, wenn er die Vortheile der übrigen stört, daß er sie aber stört, wenn er sich gewissen Pflichten entzieht.

Aus diesem Verhältnisse wird er sich ohne Mühe über das, was recht und unrecht ist, aufklären. Zur vollständigen Aufklärung aber gehören zwei Dinge, daß man seinen Gegenstand zu betrachten, und ihn dann hell zu beleuchten im Stande sey. Die Gabe, oder die Fertigkeit, ihn zu betrachten liegt in der Vernunft, die ist, so zu sagen, das Auge der Seele; aber so, wie unser Auge ohne Licht nichts nützt, so nützt auch die Vorstellung der Vernunft ohne helle Beleuchtung nichts, und diese geschieht durch die phisischen unwillkührlichen Empfindungen. Durch die Aufmerksamkeit auf dieselben nehmen wir deutlich wahr, was zu unserem Zwecke unvermeidlich nothwendig sey, nämlich: daß wir die Pflichten gegen andere so genau erfüllen,

als

als die gegenwärtige Erfüllung derselben allein unser Glück gründen kann. Wir fangen an, das Gesetz zu fühlen, und zu erkennen, das die Natur in alle Herzen mit deutlichen Zügen geschrieben hat, das Gesetz, das man nicht ohne Verbrechen verläugnet, oder übertritt, das Gesetz, dessen Entstehen das Werk der allgrossen Weisheit ist, die dieses unumfaßliche Ganze regiert, das Gesetz, das mehr ein Ausfluß der Gottheit selbst, als ihr Gebot ist.

Ein jeder erhält leicht einen Begrief von dem, was recht und billig ist; aber er handelt doch eben so leicht unrecht und unbillig. Jeder sucht sich selbst zu erhalten, und seines Daseyns so gut, als möglich, zu genießen; aber er kann in diesem Genuß gar leicht durch andere gestört werden: da wird ihm dann die Nothwendigkeit der bürgerlichen Gesellschaft fühlbar, er sucht seine Selbsterhaltung und den besseren Genuß seiner Existenz durch sie zu befestigen, und die allgemeinen Pflichten derselben sind die Garantie davon. Dieses

Ge-

Gefühl der Nothwendigkeit führt ihn auf die Nothwendigkeit, seinen Willen zu beschränken, diese auf die Nothwendigkeit, Obrigkeiten zu haben, denen jeder gehorchen muß, und weiter auf die Nothwendigkeit von Gesetzen, denen diese Obrigkeiten selbst unterworfen sind. Diese Gesetze werden wenig nützen, wenn sie nicht durch eine allgemeine Macht vertheidiget werden, und dieses führt ihn auf die Nothwendigkeit eines Souverains, und zwar eines einzigen Souverains: denn die Verbindung aller einzelnen Kräften machen nur eine Macht im Staate aus, diese Macht kann für sich nicht handeln, sie setzt einen Willen voraus, der sie leitet. Es muß also ein Haupt, ein Leiter dieser Macht seyn, und zwar nur ein Haupt, denn wenn ihrer zweie wären, so würden zwei Willen vorhanden seyn, die sich widersprechen könnten.

Die öffentliche Sicherheit, die der Monarch seinen Bürgern zu verschaffen schuldig ist, kann nicht anders, als durch einen gewissen Aufwand erhalten werden; denn noth-

wen-

wendig müssen alle, die zu dieser Sicherheit beitragen, dafür bezahlt werden; weil es also allgemeine Ausgaben giebt, so muß zu deren Behuf ein allgemeiner Beitrag geschehen, über welchen der Monarch schalten kann; dieser kann von nichts anderen gegeben werden, als was jeder das Jahr hindurch verdient und hervorbringt, es kann aber kein Produkt, das zur Konsumzion gehört, aus was andern, als aus der Erde hervorgebracht werden, mithin können diese öffentlichen Einkünfte aus nichts andern bestehen, als aus einem Theil des Preises der Produkte, so die Erde jährlich bringt.

Aus dieser Verbindung des allgemeinen Interesse mit dem Interesse des Monarchen lernet er noch andere Dinge kennen, er sieht, daß die Monarchie und der Monarch einerlei sind. Er nimmt wahr, daß der Monarch das Eigenthum seines Unterthans zu erhalten, durch sein eigenes Interesse geleitet wird, daß nur die Reichthümer der Nazion die Reichthümer des Monarchen sind; daß der Mo-

narch das Eigenthumsrecht, als ein ihm selbst nützliches, nicht aber nachtheiliges Recht betrachtet, daß die Rechte des Souverains göttliche Rechte sind, und daß die Monarchen Ebenbilder des allgrossen Monarchen sind, der die Welt beherrscht, der sich nur an dem Wohl seiner Geschöpfe ergötzt, und nichts thut, was nicht zu ihrem Wohl abzielt, so wenig sie es oft auf der Stelle begreifen. Daher kann er das Erbrecht der Monarchie nicht anders, als den Grund zu seiner Sicherheit ansehen, und zur Erhaltung seines Eigenthums nicht anders, als wünschen. Er folgert daraus, daß nur der Monarch die Gewalt habe, Gesetze zu geben, und daß kein Mißbrauch dieser Gewalt zu befürchten ist, weil er seinem eigenen Interesse nachtheilig wäre. Mithin fühlt er die Nothwendigkeit des genauesten und pünktlichsten Gehorsames um seiner selbst willen. Auf diese Art könnte vielleicht jeder gemeine Bürger über die Pflichten, die er sich und dem Staate schuldig ist, philosophisch aufgeklärt werden, und diese Aufklärung scheint um so viel erforderlicher, weil die meisten Verge-

gehungen gegen diese Pflichten aus Unwissenheit herrühren, denn welcher Mensch, der seinen wahren Vortheil kennt, wird bei gesundem Verstande dawider handeln? — hat er aber diese Kenntnisse, so ist er schon ein vollkommenes Mitglied der Gesellschaft. Er wird es als eine Schuldigkeit ansehen, seinen Nebenmenschen zu hindern, daß er nicht nachtheilig gegen sich selbst handle; er wird es für das größte Glück halten, seinem Nebenmenschen so viel Gutes zu erweisen, als er vermag; er wird selbst das Leben für ein minder wichtiges Geschenk Gottes ansehen, als diese Wissenschaft, weise zu leben. Er wird nichts für ein Uibel erklären, als was schädlich ist, und nichts als gut betrachten, als was mit der Rechtschaffenheit besteht, er wird den Gesetzen des Monarchen gern und pünktlich gehorchen, weil sie nichts anderes von ihm verlangen werden, als was er im Herzen ohnehin befolgte, und ein Staat solcher Bürger wird ein harmonischer, glücklicher Staat seyn.

Ich glaube, daß man in den Bürgerschulen mehr einen philosophischen, als einen

gelehrten Unterricht zum Zwecke haben sollte. Zu wahren Gelehrten haben oft in einer Schule kaum zwei die nöthigen Talente, Mitglieder des Staates bleiben sie darum doch alle, und der Halbgelehrten giebt es ohnehin zu viele.

Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold, als Eisen,
Der Staaten schlechtester ist der von eitlen Weisen.

Haller.

Es wäre vielleicht dienlich, die Kinder alle Jahre von einer obrigkeitlichen Person prüfen zu lassen, bei welcher ich philosophischen Geist und Gelehrsamkeit vorsetze. Fände dieser Examinator durch drei Jahre keine Besserung bei einem schlechten Schüler, so sollte er die Erlaubniß weiter zu studieren verwirkt haben. Aus den sogenannten lateinischen Schulen in die höheren aufsteigen zu können, sollte man noch mehrere Beweise von Geschicklichkeit und Genie ablegen müssen. Die Zahl der Studierenden mag so klein werden, als sie will, so wird damit doch mehr Nutzen geschafft wer-

den,

den, als mit vollen Kollegien pedantischer und oberflächlicher Plauderer. So ein Junge studiert immer fort, bis ihm sein Herr Vater, oder der Herr Vetter, der etwa einen Posten in einer Kanzlei inne hat, auch zu einem solchen verhilft. Da entstehen nachher solche abgeschmackte Kanzlei-Insekten, die alles verstehen wollen, ohne richtig denken und sprechen zu können, und quälen Vorgesetzte und Untergebene mit ihrem thörichten gelehrten Dunst. Wenn so ein Junge einem Vorgesetzten vorgestellt wird, dann heißt es: er hat seine gute Studia, und alle Attestata primæ Classis. Hat er einmal so einen Posten inne, dann schimpft er auf die Schulfuchserei, und weil er nie einen ächten Begrief von der Gelehrsamkeit hatte, so sieht er auch würdige Gelehrte, als müssige Weisen, und über die Achseln an. Oft geschieht es, daß so ein blöder Knabe, durch Protekzion, Leuten von Talenten und Verwendung vorkömmt daher hungert so oft das Genie, und der Midasbruder prasset und bläht sich in Pontificalibus.

— — — daminari
Ut possint, servire volunt — —

Auson.

Es sollte mit der Gelehrsamkeit, wie mit den Künsten gehn, da gewinnt nur das Genie, und der Stümper bleibt zurück. Fast jeder zieht doch einen guten Maler einem schlechten vor; aber in der Gelehrsamkeit ists gerade in vielen Fällen umgekehrt. Künste kann man daher nicht genug unterstützen, in ihrem Gebiete wachsen nur Rosen für Meister, und Dörner für Stümper. Reicher Leute Kinder sollten angehalten werden, Künste zu studieren, weil sie nachher bei ihrem Vermögen vieles nützen, und das Verdienst belohnen können. Errichtet nur Künstlerschulen und Kunstbibliotheken, und glaubt nicht, daß es nur der, oder jener Nazion vorbehalten sey, grosse Künstler hervorzubringen.

Sint Mecenates, non deerunt, Flacce, Marones.

Mart. Lib. 8.

Aber

Aber der Künstler verlangt auch Achtung, nicht allein Brod. Die Künste und die Künstler sind würdige Gegenstände, mit denen sich der Adel beschäftigen könnte, oder vielleicht schon beschäftiget: denn die Künste verfeinern die Sitten, und die Künstler sind, nach Sokrates Meinung, die wahren Weisen, ohne es zu scheinen. Verfeinerte Sitten und weise Leute aber scheinen sowohl das Attribut, als die schickliche Gesellschaft der Menschen zu seyn, deren Blut sich wegen der Verdiensten ihrer Ahne i mit so vielen Vorzügen in der bürgerlichen Gesellschaft fortpflanzt. Durch Kunstarbeiten, welche sie verfertigen lassen, werden sie das Andenken ihrer Familie besser erhalten, als durch die Porträte ihrer Stammväter, und die Statuen ihrer Altväter, denen der Zahn der Zeiten schon Nasen und Ohren abgefressen, und sie also einer ganz anderen Gattung von Menschen ähnlich gemacht hat.

Der Adel ist derjenige Theil der Nazion, der, so zu sagen, Profession von Verdiensten macht; denn wo ist ein Platz, der nicht dem

Adelichen (ceteris paribus, wie es heißt) bisher vor anderen zu Theil geworden? und die itzigen häufigen Bedürfnisse des Adels, machen, daß er gar oft, und selbst bei kleinen Stellen in Kollision kömmt. Viele Ahnen sind nicht immer mit eben so vielen Gütern verbunden, und daher die Mitkompetenz um kleine Dienstchen — daß nun ein Adelicher darum den Vorzug vor einem andern nicht wird erhalten wollen, weil sein Ururgroßvater in einer Bataillie vor den Türken geblieben, und des anderen geschickten Mannes Vater nur schlechtweg im Federbette und an Podagra gestorben, ist nicht zu vermuthen, mithin scheint er bestimmt zu seyn, Verdienste aller möglichen Arten zu besitzen, um allenthalben, ceteris paribus, vorgezogen werden zu können; die Verdienste aber um Wissenschaften und Künste sind ohne Zweifel die wichtigsten, daher ist wenigstens die Unterstützung derselben durch seine Börse eine Pflicht, wenn sichs auf andere Art, wie's manchmal geschieht, nicht wohl thun läßt. Wahre Verdienste um die schönen Künste werden dem Adelichen einen

zwei-

zweiten schätzbaren Adel geben, der seinen Sitz in seiner Seele nehmen wird, und die Statue des adelichen Kunstkenners, oder wohl gar Künstlers, wird die Statue seines Großpapa mit dem grossen Säbel weit zurücklassen; denn einmal ist der Stand des Friedens der natürliche Stand des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft; und Menschen veredlen, und dadurch beglücken, ist weit mehr, als sich ermorden.

In manchem Lande keimt manches Künstlertalent unbemerkt und ohne Unterstützung; man sieht seine Versuche: aber warum muß es auch da zu Hause seyn? — warum ists nicht ausländisch? — So hab ich selbst grosse Schiedsrichter in Wissenschaften und Künsten urtheilen gehört. Daß die Ausländer wackere Künstler haben, ist uns lange genug bekannt; aber wir werden sie auch haben, wenn wir das schüchterne Verdienst nicht durch die ewigen Vorzüge der Ausländer zu Boden drücken werden. Ist es nicht lächerlich für einen so grossen Kunst- und

Schieds-

Schiedsrichter, sich, wie ein Knabe, durch ausländische Federn blenden zu lassen, dem Papagei den Vorzug vor der Nachtigall zu geben? — So wie es mit dem Ausländer geht, so geht es mit dem Künstler und Gelehrten in der Hauptstadt, im Verhältniß mit dem Künstler und Gelehrten in der Provinz: er bleibt bei gleichen Verdiensten immer hinter den anderen, und je länger er in der Provinz bleibt, je mehr wird ihm von seinen Verdiensten abgerechnet. Man urtheilt von seinen Produkten, wie von den Modewaaren: Ach! der Hut ist von der Putzmacherin in Wien, diese Feder von der Marchande de Mode, die auf den Markt kömmt; ach, welch allerliebster Hut, welche charmante Feder! — Hüte, Saloppe, Federn und Bücher, und Kunststücke gehören bei manchem Mäzenas unter einerlei Artikel. Was für ein erhabenes Beispiel giebt nicht Joseph durch die Unterstützung inländischer Künstler in seiner Akademie der bildenden Künste! die öffentlichen Blätter nennen uns die Namen dieser angehenden Genies, die sich hervorthaten, und

sein

sein grosser unsterblicher Kanzler sieht diese Akademie unter seinem Schutze blühen, die er in ihrem Keime so patriotisch unterstützte.

Die Achtung, die der Künstler, als seine natürlichste Belohnung ansieht, muß auch die grosse Aufmunterung des Gelehrten seyn: denn, wenn ihn nicht die Liebe zu den Wissenschaften und diese Achtung aneifern, auf seiner Bahn muthig fortzuwandern, was soll es sonst? Alle übrigen Vortheile sind noch heut zu Tage kleiner, als bei allen anderen Ständen. Der Gewinn, den er etwa vom Buchhändler und vom Theater ziehen könnte, ist tausend Schwierigkeiten ausgesetzt. Die Buchhändler und Schauspieler sind Geschöpfe des Authors; aber sie behandeln meistens ihren Schöpfer sehr übel. — Ausserdem wie vielerlei Unannehmlichkeiten hat er nicht auszustehn. Vorurtheile, die, wie die zernäische Schlange immer neue Köpfe bekommen, der Neid, der seine beßten Absichten in falsches Licht stellt, die Verfolgung der mächtigen Unwissenheit, und die Vorstehunde der Gelehr-

sam-

samkeit, die alle seine Produkte mit zerfleischenden Zähnen anfallen. *)

Künstler gewisser Art, besonders Lustigmacher, haben das vor den Gelehrten voraus, daß sie meistens mehr Geld machen; obwohl manche Gelehrte zugleich Buffons sind, so scheint es doch in dem Lauf der Dinge so angeordnet zu seyn, daß ihnen diese zweite Rolle nicht so einträglich werden soll. Wenige sind eine Ausnahme hievon, und die es sind, mögen immer dem verdorbenen Geschmacke ihrer Zeitgenossen eine dankbare Lobrede halten. Aber dafür muß ein Gelehrter mit wenigem zu leben wissen, sonst verdiente er keine Bücher zu kennen. Wenigstens bewerben sich nicht so viel Witzlinge um solche Stellen, an denen eine Art von Wetterleuchten des Ver-

*) L'esprit nous sert fort dans la vie
Sans cela nous faisons rien;
Cependant cet esprit nous attire l'envie
Plus que les honneurs ni le bien.

Le Comte de Bussi.

Verstandes das Beßte ist; der wahre Gelehrte braucht weder zu seiner Glückseligkeit, noch um sich Ansehen zu verschaffen, den Flitterglanz des gelehrten Stutzers. Es war eine Zeit, wo man sich vor solchen Insekten nicht retten konnte, die einen allenthalben mit Stellen aus Wieland verfolgten, die sie nicht verstanden, die alle Almanachs lasen, und plünderten, die schrieben, ohne denken zu können, und wenigstens von mancher Protektrize der schönen Wissenschaften huldreichst angelächelt, und mildreichst unterstützt wurden. Das Gebiet der Wissenschaften würde endlich das wahre Ansehen des Schnaraffenlandes erhalten haben; doch, wenn die Aussichten wegfallen, sich einträgliche Stellen zu erreimen, und die Protektrize nur mit zärtlichen Blicken lohnen kann, deren Feuer noch dazu nicht mehr versengend ist, so werden sich diese Schmetterlinge wohl in andere Gebiete verfliegen, für ihren Ehrgeiz und ihren Magen Nahrung zu suchen.

Con-

Consuetudo — tenet insanabile multos
Scribendi cacoëthes — — — —

Juv. Sat. 7.

Die Vortheile, die ächte Kenntnisse dem Staate und dem, der sie besitzt, verschaffen, sind zu bekannt, um davon mehr zu sprechen; aber Leute, die bei einem lebhaften, aber platten Verstande nur die Aussenseite davon besitzen, sind den Wissenschaften und dem Staate gefährlich, sie blenden durch ihre schnellen und raschen Ausdrücke, handeln meist auf gerathewohl, vertheidigen ihre Fehltritte mit Festigkeit, und oft mit Bedrückung dessen, der sie reizt, und wissen stäts, das ächte Verdienst zu verdunkeln, und sich durch Charlatans Künste über dasselbe zu erheben.

Wahres Verdienst ist meistens schüchtern, es kennt die Schwierigkeiten, die dem Wanderer auf dem Wege zur Vollkommenheit begegnen, es baut nicht auf seine Kräfte, sie alle und schnell zu überwinden, es versucht, und beharrt auf seinen Versuchen, ohne jemals

zu glauben, daß es den höchsten Gipfel erstiegen habe, es sieht furchtsam auf die überwundenen Hindernisse zurück, und wagt nie neue Schritte mit Zuversicht. Es läßt seinem Mitwanderer Gerechtigkeit wiederfahren, sucht ihn selbst zu unterstützen, und wird ihn nie auf Irrwege leiten, um ihm indessen vorspringen zu können. Wie leicht ist es alsdenn manchem gelehrten Seiltänzer, sich in den Augen unächter Kenner über dasselbe zu erheben.

Ami de la gloire ſolide
Mais de la Vérité rigide,
Encore plus vivement epris,
Sous ſes dropeaux ſeuls tu te ranges;
Et ce ne ſont point les louanges,
C' eſt la vertu, que tu chéris.

Rouſſeau.

Es giebt Talente, die keine schnelle, aber desto gründlichere Schritte in den Wissenschaften machen, Armuth hindert sie oft, auf ihrer Bahne fortzufahren, und der Staat

ver-

verliert in ihnen wackere Männer. Es wäre vielleicht sehr heilsam, wenn jedem Professor gewisse Stipendien zu diesem Ende zu vertheilen, überlassen würden, sie mögen noch so klein seyn, wenigstens werden sie Muth und Nacheiferung hervorbringen.

Es ist dem Staate nicht mit vielen Gelehrten, nicht mit glänzenden Genies gedient, die alles um sich her in rosenfarbes Licht setzen wollen, was in der That schwarz ist, sondern mit ernsthaften Wahrheitsfreunden, die über keine Schwierigkeit ermüden, vor keiner Seelenkrankheit eckeln, und nicht auf Blumen einhergehen wollen, die den schadhaften Theil nicht überfirnissen, damit man die Wunde nicht sieht, sondern die sie heilen, die nicht mit Hitze in die feindlichen Mordgewehre stürzen, sich nur selbst verlegen, und keine Vortheile damit schaffen, sondern die mit standhaften Schritten dem Vorurtheil entgegen gehen, und es durch ihren gesetzten Muth zu weichen zwingen, alsdenn aber ächte Kenntnisse verbreiten, die das größte Glück jedes

Men-

Menschen sind, und dem Monarchen Bürger verschaffen, die er mit Recht Säulen seines Staates nennen kann.

Tu

De sçais, qu'en pareil cas, le plus ferme courage
Est souvent abattu ;
Mais, c'est ou tu dois faire un glorieux usage
De toute ta vertu.

Valincourt.

Handlung überhaupt.

Obwohl Handlung heut zu Tage das Augenmerk aller polizirten Nazionen ist; so haben sich doch Schriftsteller gefunden, die ihr so manche Uibel zur Last legen, die die menschliche Gesellschaft drücken. Man würde ohne sie, sagen ihre Feinde, hundert Bedürfnisse nicht kennen, sich mit dem Nothwendigen begnügen, und somit glücklicher seyn. —

Ohne Zweifel würden wir uns ohne die Handlung in dem Stande derjenigen asiati-

schen, afrikanischen und amerikanischen Völker befinden, die wenig, oder gar keinen Handel treiben, wir wären wild, roh, wie sie, ohne Gesetze und Religion. Soll uns aber dieser mehr thierische, als menschliche Zustand willkommener seyn, als derjenige, in welchem wir leben, und in welchem sich alle unsere Anlagen täglich unserer Bestimmung gemässer entwickeln, und veredeln können?

Andere sind wider den auswärtigen Handel eingenommen, und glauben, er bereichere nur einige Bürger, habe aber nicht Einfluß genug auf die ganze Nazion. Ausserdem vermindere er die Zahl der Gewerbsleute im Lande, er habe uns nur mit Bedürfnissen bekannt gemacht, die wir nur durch ihn befriedigen können, und je mehr man sich auf ihn verwende, je mehr Bürger entgiengen dem Staat; da hingegen der innere Handel das Band der Bürger immer fester knüpfe, so viele Hände beschäftige, und dadurch die Bevölkerung unterstütze. Aber diese Gründe wider den auswärtigen Handel untergraben zu-

gleich den inneren; denn, wenn dem Staate die engere Verknüpfung seiner Bürger vortheilhaft ist, wie viel vortheilhafter muß nicht die engere Verknüpfung ganzer Nazionen seyn? der Nutzen, den hier der Bürger vom Bürger zieht, den zieht alsdeñ eine Nazion von der anderen. Ohne dem auswärtigen Handel würden sich auch die Bürger oft über ihre Privatvortheile nicht vergleichen, welches sie bei solchen grossen Unternehmungen, des allgemeinen Nutzens wegen, thun müssen.

Der auswärtige Handel macht uns freilich mit neuen Bedürfnissen bekannt; aber diese neuen Bedürfnisse dienen zu unserem Vergnügen, sie befördern unsere Bequemlichkeit, sie tragen oft zur Verfeinerung unserer Sitten, und also wahrhaft zu unserer Glückseligkeit bei. Der Mensch ist dazu geboren, die ganze Erde zu nützen; wer heißt ihm, sich in eine Nußschale einschließen, und sich von der übrigen Gesellschaft seiner Brüder trennen? Er ist dazu bestimmt, seinem Nebenmenschen Vortheile zu verschaffen, und wie-

derum Vortheile von ihm zu erhalten, und die Wehikulen zur Erfüllung dieser Bestimmung sind die Bedürfnisse, und also je mehr Bedürfnisse, je enger werden die Menschen unter einander verbunden.

Ferner wirft man dem auswärtigen Handel eine Menge böser Folgen vor; aber diese Folgen stammen nicht aus seiner Natur. Der Handel nach Ostindien muß ohne Zweifel den europäischen Manufakturen durch Einführung der indianischen Waaren sehr nachtheilig seyn; aber ist dieser Nachtheil durch die Entdeckung der neuen Welt nicht hinreichend ersetzt worden? Die Kolonien, die sich da niederließen, mußten verheißen, die Waaren der Manufakturen, wie vorher, verbrauchen zu helfen. Ausserdem haben diese neuen Kolonien so viel neuen Stoff gefunden, sich und die Industrie ihrer Landsleute zu beschäftigen, daß der Nahrungstrieb dadurch unendlich vermehrt worden. Es wird allzeit als ein Fehler der Politik eines Staates anzusehen seyn, wenn der auswärtige Handel dem inneren Schaden thut.

Der ganze Vorrath der Handlung besteht theils aus Produkten des Landes, und theils der Industrie; beide aber werden den Reichthum des Kaufmanns sehr langsam vermehren, wenn sie nicht durch Tausch, oder wie immer sich auswärtig verbreiten. Der blosse Handel mit inländischen Waaren ist nimmermehr ein hinreichend wichtiger Gegenstand für eine Nazion. Es muß ihr der Handel dazu dienen, sich das Nothwendige zu verschaffen, und den Uiberfluß in Geld zu verwandeln, und dadurch wird die Industrie bis auf den Ackersmann befördert, das kann aber ohne auswärtigen Handel nicht geschehen; denn niemand wird arbeiten, um Uiberfluß hervorzubringen, sobald er nicht Hoffnung hat, dadurch reicher zu werden, jeder wird sich mit dem Nothwendigen befriedigen, und so werden Künstler und Oekonomien allmählig in Schlafsucht gerathen, aus der sie sodann schwer zu wecken sind.

Durch den auswärtigen Handel wird eine Nazion reich und mächtig, und wird bald

ihren Nachbaren furchtbar werden, die ihn vernachlässigen, das ist die Ursache, warum heut zu Tage die Staaten wetteifern, die Bevölkerung, den Ackerbau, und die Industrie zu befördern. Alle europäischen Völker fühlen die Vortheile des auswärtigen Handels; aber nicht alle wählen die geschicktesten Mittel zur Erreichung ihres Zweckes. Selbst Frankreich, das schon so lange philosophisch zu denken scheint, hegt noch Vorurtheile, die es davon entfernen. Man hat nicht Achtung genug für die Handlung: denn sobald ein Kaufmann durch sie reich geworden, verläßt er sie, scheint sich ihrer zu schämen, und gesellet sich dem Adel zu, der nicht, wie der englische Adel, selbst Handel treibt, und also auf den Kaufmann von Profession stolz herabsieht. Warum aber der französische Adel nicht eben so sich durch die Handlung zu bereichern sucht, macht, weil man glaubt, der Handlungsgeist würde dem für Frankreich so nöthigen kriegerischen Geiste nachtheilig seyn. Man spricht, die Engelländer wären allenthalben durch das Meer sicher genug, und hät-

ten nicht so viel Bravur nöthig, als die Franzosen, der englische Adel könne sich daher ganz der Handlung überlassen. Aber das beweiset nichts. Sind die Venezianer kriegerischer geworden, seitdem ihr Handel abgenommen hat? Sind die Portugiesen itzt tapferer, als zur Zeit, da sie den Handel in ganz Europa, Asia und Afrika trieben? Es ist eine ganz falsche Meinung, daß die Reichthümer, die mit dem Handel verbunden sind, den Muth und die Tapferkeit eines Volkes schwächen. Die Römer haben nie mehr Beweise ihres Muthes gegeben, als da sie am reichsten waren, zur Zeit des Silla, Lucull, Zäsar und Pompejus. Frankreich, Holland und Engelland waren nie fürchterlicher, als da ihr Handel am meisten blühte.

Die Gründe, die man zum Nachtheil des Handels aufsucht, sind ohngefähr folgende: Der Handel, spricht man, bringt Reichthümer, diese veranlassen den Pracht, der Pracht verdirbt die Sitten, und verdorbene Sitten sind die Beförderer alles Uibels im Staate.

Man führt das Beispiel der Assirer, Meder und Perser an, wo der größte Luxus herrschte, und der eben die unglückliche Folge des grossen Handels gewesen ist. Die Geschichte scheint auf diese Art die Gründe wider die Handlung zu unterstützen; aber sie scheint auch nur. Der Handel, sagt Montesquieu, bald von Eroberern gedrückt, bald von Monarchen gehemmt, durchläuft die Welt, flieht, wo man ihn nicht begünstiget, herrscht heut zu Tage in Gegenden, die vordem wüste standen, und Gegenden, wo er herrschte, stehn itzt wüste. Die Geschichte des Handels ist zugleich die Geschichte der Völkervereinigungen, die Geschichte der Bevölkerung und Entvölkerung ganzer Lande, die Geschichte der Verheerungen und Verbesserungen derselben, kurz, die Geschichte der wichtigsten Begebenheiten.

Die Egipzier besaßen so ein fruchtbares Land, und kannten den auswärtigen Handel nicht. Die Phönizier hatten eine weit unfruchtbarere Gegend inne, und folgten ganz anderen Grundsätzen. Die Egipzier trennten

sich

sich von der ganzen Welt wegen ihren besonderen Religionsgebräuchen und Geheimnissen. Die Phönizier machten sich durch ihre Industrie der ganzen Welt unentbehrlich, und die Phönizier sind das erste Volk, das sich den übrigen Nazionen auf diese Art bekannt machte, wodurch sie ungeheure Reichthümer erwarben, die ihnen den Neid der Assirier und Chadäer zugezogen. Um diese Richthümer zu erhalten, und den Handel fortzusetzen, mußten sie ihre Freiheit an die Perser hingeben, und Tribut bezahlen.

Das frugale Sparta legte dem reichen und durch Handlung blühenden Athen Fesseln an, das in Weichlichkeit begraben lag. Da die Griechen der vereinbarten Macht des Orient widerstanden, war der Handel noch nicht in glänzenden Umständen bei ihnen.

Alexandria, das Alexander an der abendseitigen Mündung des Nils baute, machte durch seine vortheilhafte Lage eine grosse Veränderung im ganzen Handel. Die Egipzier

wurden Kaufleute, verbannten ihren alten Aberglauben, und öffneten ihre Seehaven anderen Nazionen. Unter seinen Ptolomeen ward Alexandrien immer mehr verschönert, man sah die Bevölkerung zunehmen, und doch ward der Staat dadurch nicht mächtiger, denn es waren zuerst nicht die Bürger desselben, die mit den Egipziern von dessen Reichthümern Vortheil zu ziehen suchten, sondern Fremde, die sich durch den indianischen und asiatischen Handel bereicherten, endlich, da sich auch die Bürger damit beschäfftigten, mußten sie die Vertheidigung des Vaterlandes Miethlingen aus Griechenland und Mazedonien überlassen, wodurch die Römer bald Herren von Mazedonien, von Griechenland, und endlich auch von Egipten geworden.

Das reiche Rom, beschäftigt mit seinen Festen und Schauspielen, ward von den Barbaren aus eben den Ursachen überwunden, aus welchen es über Kartago siegte. Leute, die nichts zu verlieren hatten, Leute, die keine

Be-

Bedürfnisse in ihrem Vaterlande festhielten, mußten diese grosse Revoluzion hervorbringen, und den Umsturz des römischen Reichs bewerkstelligen. China würde niemal die Fesseln der Tartaren getragen haben, wenn es statt der Zeit, die es auf die Errichtung der berühmten grossen Mauern anwandte, sich mit der Ausbildung der Nazion abgegeben hätte.

In den lezt vergangenen Jahrhunderten kamen ganze Schaaren aus Norden, und bemächtigten sich der Habe der Mittägigen Völker, man hatte da unrecht, zu glauben, der Erdboden sey nun stärker bevölkert.

Der Handel war in einen Winkel Italiens geflohen, und dort sah man Republiken entstehen, die nach Morea, der Levante, nach Indien und Arabien handelten. Einige Städte am baltischen Meere verbanden sich unter dem Namen der Hanseestädte, und diese Verbindung war so mächtig, daß sie verschiedenen Städten widerstand. Sie schwächte sich durch die Aufnahme und den Zutritt einiger

ger anderen Städte, die ein von ihr ganz verschiedenes Interesse hatten, und auch zu entfernt waren.

Das ist eben die Epoche, in welcher die meisten europäischen Nazionen anfiengen, auf den Handel aufmerksamer zu seyn. Die Venezianer waren die ersten Europäer, die grosse Reisen in dieser Absicht unternahmen. Man sah sie auf den Meeren der Levante, wo sie grossen Fortgang machten, und Komtoirs errichteten. Venedig war die Niederlage aller orientalischen Waaren, bis die Portugiesen den Europäern einen neuen Weg nach dem Orient bei dem Gebierge der guten Hoffnung bahnten. Die Venezianer eben so gewinnsüchtig, als die Egipzier thaten Vorschläge, die Erdenge von Suez abzuschneiden, und einen Kanal aus dem Nil in das rothe Meer zu führen; hätte dieses Projekt geglückt, so würden die Venezianer noch heut zu Tage die größten Vortheile vom Indianischen Handel ziehen. Der Kompos, der den Portugiesen zu ihrer Erfindung diente, hat diese und un-

end-

endliche andere Veränderungen auf unseren Erdball hervorgebracht.

Lissabon ward das Magazin der Spezereien, und aller orientalischen und indianischen Waaren. Die Portugiesen verbreiteten ihren Handel ost- und westwärts von Afrika, auf dem arabischen Meere, in Indien, in China, und Japan, und da sie wohlfeiler, als die Venezianer und Genueser verkauften, so wurden ihre Seehaven bald von allen europäischen Schiffen besucht.

Spanien, Meister von so vielen amerikanischen Schätzen durch die Entdeckung von Kolombo, kannte keine Gränzen seiner Reichthümer. **Philipp der Zweite** verband nach der Vereinigung der spanischen Krone mit der portugiesischen, alle Vortheile der spanischen Eroberungen in Amerika, mit den Vortheilen der Portugiesen auf der Morgen- und Abendseite Afrikens, und ward das mächtigste Reich Europens.

Man

Man bemerke hier um des angeführten Vorurtheils willen, daß die Spanier und Portugiesen damals ihre Manufakturen und die Landwirthschaft sehr vernachlässigten, um fremde Reichthümer zu haschen, woraus man folgert, daß die Bevölkerung in beiden Ländern sehr abgenommen habe.

Holland ist kaum zur Republik geworden, als es einer der mächtigsten Staaten geworden, und zwar allein dadurch, daß es von den portugiesischen Entdeckungen und der Industrie der Spanier Profit zu ziehen gesucht hat. Nur die schnelle Erhebung dieser Republik zu so vortheilhaften Umständen haben den Handel von Engelland und Frankreich in Bewegung gesetzt, welche beiden Lande sich bisher bloß auf den inneren Handel, und auf ihre beständigen Streitigkeiten, kleine Territorië betreffend, eingeschränkt hatten. Denn Holland trieb damals schon seinen Handel nach Ost- und Westindien, und versah mit seinen Waaren ganz Europa, da Engelland und Frankreich noch immer kleine Versuche an den Gränzen Afrikens und Indiens anstellten.

Die Engelländer sind von allen europäischen Nazionen die ersten, die die Handlung in eine Wissenschaft verwandelt haben, und Grundsätze, besonders in Absicht ihres Nutzens feststellten. Die Engelländer sind die ersten, die die Landwirthschaft und die Bevölkerung als das wichtigste Wehikul des Handels betrachteten, das Verhältniß davon berechneten, und wahrgenommen haben, daß die Pflege des Erdstriches einer Nazion ihren größten Vortheil bringe, und daß die Reichthümer, die es davon ziehe, die einzigen wären, die weniger Veränderungen ausgesetzt sind; daß daher die kleinste Fabrike, die geringste Spekulazion Unterstützung verdiene, weil sie eine Anzahl Bürger nährt. Es war das größte Glück, das dieser Nazion zu Theil werden konnte, daß sie bei diesen Grundsätzen unerschüttert blieb.

Frankreich beschränkte sich lange Zeit auf seine eigene Produkte. Es lebte lange Zeit in dem Vourtheil, daß seine Reichthümer es allein den übrigen Nazionen furchtbar machen

chen müßten. **Kolbert** fühlte die Nothwendigkeit der Manufakturen, eiferte sie an, und gab der Industrie der Franzosen ein neues Leben. Er wollte den französischen Handel mehr wirksam machen, und es glückte ihm durch die Marine. Ein Zufall gab den Franzosen Besitzungen in Amerika, Ehrgeiz und Gewinnsucht trieben einige von der Nazion an, Kolonien dahin zu führen, welche selbst von den Holländern Unterstützung erhielten, die dadurch erworbenen Reichthümer machten die französische Regierung aufmerksam, und veranlaßten mehr Sorgfalt für die Handlung.

Die grösseren nordischen Reiche wurden erst spät mit der Handlung bekannt, und scheinen hauptsächlich durch Hollands Beispiel angeeifert worden zu seyn. Die Dänen, Schweden und die Russen haben vordem, daß ihre Produkte auswärtig bekannt worden, keine fremde Bedürfnisse gekannt. Holland hatte von Norden Unterstützung seines weitläufigen Handels vonnöthen. Es bedürfte

Bau-

Baumaterialien, die es in seinem Bezirk nicht fand, und es war ihm also nichts anderes übrig, als sie bei einer benachbarten nordischen Nazion aufzusuchen, und einen Tauschhandel zu treffen. Dadurch wurden die Völker, mit welchen sie auf diese handelten, mit neuen Bedürfnissen bekannt, und sie lernten den Werth ihrer Produkte kennen. Die Engelländer hatten bald eben diese Produkte zu ihrer Marine vonnöthen, die in der Folge weit ansehnlicher, als die holländische ward. Sie handelten mit nordischen Waaren mit den Franzosen, Spaniern und Portugiesen. Ihre starke Ausfuhr dieser Waaren öffneten endlich den nordischen Völkern die Augen, und sie fiengen an, die Vortheile der Handlung zu erkennen, und zu deren mehreren Erlangung Maßregeln zu nehmen.

Wenn man mit Aufmerksamkeit den ganzen Fortgang der Handlung betrachtet, so sieht man deutlich sowohl durch ihre ältere, als neuere Beispiele, daß sie die Beschuldigungen nicht verdient, die ich schon zum Theil ange-

führt habe, und die man ihr zur Last legt.

Die handelnden Nazionen, die die Opfer des Ehrgeizes Alexanders und der Römer geworden sind, haben ihren Zustand nicht den Reichthümern zuzuschreiben gehabt, die sie, wie man glaubt, verdorben und wehrlos gemacht hätten, sondern sie verstanden die Kunst nicht, Krieg zu führen, und Mittelst der Reichthümer Macht und Ansehen zu erlangen. Wer könnte den Karthagern vorwerfen, daß ihr ausgebreiteter Handel ihren Untergang nach sich gezogen habe? im Gegentheil waren ihre durch den Handel erworbenen Reichthümer die Mittel zu ihrer langen und rühmlichen Vertheidigung wider eine ganz kriegerische Nazion.

Wenn die handelnden Nazionen die Reichthümer, die ihnen der Handel verschaffte, dazu angewandt hätten, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, so würden die nordischen Völker sie nicht fast alle unterjocht haben.

ben. Es war damals den Norden nicht so viel um die Reichthümer zu thun, als um diese sanftere und fruchtbarere Himmelsstriche. Sie verließen ein Vaterland, das zu sehr für die damaligen Zeiten bevölkert war, ohnerachtet es weniger Menschen, als itzt, nährte, weil es ohne Landwirthschaft und Handel war. Sie drangen daher entweder ganz ohne Widerstand, oder bei einem sehr geringen, überall ein, wo sie wollten. Daran waren weder die Reichthümer Schuld, die diese Nazionen nicht kannten, noch die etwa durch sie entstandene Weichlichkeit. — Die Engelländer waren damals schlechte Kaufleute, als die Franken, Sachsen und Normänner in ihre Lande einfielen, und sie eroberten. Die Blosse Unwissenheit, die Erde zu pflegen, und sich mittelst seiner Produkte andere nothwendige Dinge zu verschaffen, haben die häufigen Völkverwanderungen und Einfälle in fremde Lande veranlaßt.

Die Industrie hat die Mittel gefunden, selbst den wildesten Nazionen Fesseln anzule-

gen, indem sie dieselben mit neuen Bedürfnissen bekannt machte. Sie verbindet die Völker unter einander, und diese Verbindung giebt auch den Schwächsten einige Kraft, sie macht ihr Interesse gemeinschaftlich, und würde sie alle vereinbart einem Alexander, oder Gengizkan widerstehen machen. Was für einen Fortgang könnte heut zu Tag ein armes Volk, wie die Zimbern, Teutonen, und Normänner von ihren Waffen erwarten? Es würde den meisten Nazionen sehr wenig Mühe kosten, sie zurück zu treiben, und zwar einzig durch die Macht, die ihnen ihre Richthümer verschaffen, und so ist die Handlung die wahre Grundfeste der Staaten.

Das Interesse der Handlung beschäftigt heut zu Tage alle europäischen Nazionen, und das Gleichgewicht derselben ist allein im Stande, das Gleichgewicht der Macht zu bewerkstelligen. Die Engelländer, als die erste Nazion, welche den Nutzen der Handlung kennen lernte, die zuerst die Mittel ent-

deckte,

deckte, sich eine grössere Gewalt zu verschaffen, die Engelländer, sage ich, wurden die mächtigste europäische Nazion geworden seyn, wenn sie die Vortheile der Handlung nicht mißbraucht, und die Auflagen auf die Produkte der Industrie so sehr vermehrt hätten, und wenn ihr Stolz sie nicht verführt hätte, sich in drei Theile der Welt anzusiedeln, welches eine ausserordentliche Menge von Menschen erfordert, um sich in den Besitzungen zu erhalten, und wodurch das Land stark entvölkert worden.

Die nordischen Nazionen haben seit einigen Jahren so starke Fortgänge in der Handlung gemacht, daß sie die Aufmerksamkeit der mittägigen Völker auf sich gezogen haben. Die Landwirthschaft, die Manufakturen und die Schiffahrt nehmen beständig bei den Dänen zu. Schweden läßt nichts ausser Acht, was den Ackerbau und die Handlung blühen machen kann. Man muß erstaunen, wenn man diese beiden Nazionen durch ihre Handlungsgesellschaften an den indianischen Handel

Theil nehmen sieht, ohnerachtet die holländischen, englischen und französischen Kompagnien sich schon so sehr darum bestrebten.

Rußland kaum seit einem Jahrhundert den übrigen europäischen Nazionen recht bekannt, hat durch seine Industrie und seinen Handel seine Macht ausserordentlich vergrössert. Man sucht die Verbindung mit diesem Reiche sorgfältig, und es kann nicht fehlen, daß Rußland noch mehr an seinem Ansehen zunimmt, wenn es fortfährt, seine Marine immer mehr und mehr zu verbessern.

Oesterreich und Preußen haben alles, was sie wünschen können, die Industrie und den Handel zu beleben. Die österreichischen Staaten aber bedurften einen Monarchen, wie Joseph, der die nöthigen Reichthümer zu grossen Unternehmungen sammelt, die vordem im Staate zerstreut, unfruchtbar und todt waren. Die österreichischen Fabriken sehen auch noch günstigeren Umständen entgegen, manche sind an ganz unschicksamen Orten

angelegt, wie die Porcelänfabrike in Wien, an einem Platze, wo das Holz so außerordentlich theuer ist.

Pohlen allein beschränkt sich auf den Handel mit seinen Territorialprodukten, und es ist schwer, bei einer Nazion Industrie einzuführen, die bei einem Traum von Freiheit doch ganz Sklave ist.

Unter den gegenwärtigen Nazionen, die durch die Handlung ein grosses Ansehen erlangt haben, sind vorzüglich drei, die sehr viel von ihrer Macht und ihren Reichthümern verloren haben. Die Venetianer, die Spanier und die Portugiesen.

Die Venezianer waren stark genug, den übrigen europäischen Mächten zu widerstehen, da sich diese in der Ligue von Karbrai zu ihrem Untergang verbanden, selbst die ottomanische Pforte unternahm einen sehr merkwürdigen Versuch vergeblich. Das Unglück dieser Republik war, daß sie die neuen Wege,

und überhaupt die Industrie der Franzosen, der Holländer und Engelländer zur Erwerbung der indianischen Schätze nicht hindern konnte, und die nun in der Levante so wirthschafteten, wie sie. Dieser Zusammenfluß von Nebenbuhlern bewerkstelligte, was die ganze Ligue von Kambrai nicht konnte.

Portugall würde sich noch in seinem alten Ansehen erhalten haben, wenn nicht wichtige Fehler in der Staatsverfassung unterlaufen wären. Die Landwirthschaft und die Industrie nahmen daselbst dergestalt ab, daß man ihre Wiederherstellung nur von der beständigen Aufmerksamkeit der spanischen Minister erwarten kann.

Die Macht, die Holland zu Ende des vergangenen, und zu Anfang des itzigen Jahrhunderts Europen gezeigt hat, ist das einzige Beispiel in der Geschichte, die uns neben den Holländern keine Nazion zeigt, die diese Grösse allein durch den Handel erhalten haben. Um aber die Holländer in ihrer Grösse zu sehen,

war es nöthig, daß die Portugiesen den Venezianern den indianischen Handel, so zu sagen, abliefen, indem sie für ihn einen neuen Weg beim Vorgebierge der guten Hoffnung vorbei fanden, daß sie neue Eroberungen in Afrika machten, daß zu eben der Zeit Kolumbus die neue Welt zum Vortheil des Königs von Spanien entdeckte, daß **Philipp der Zweite** die Eroberungen der Portugiesen in Afrika und in beiden Indien mit den Besitzungen der Spanier in Amerika verband, daß eben derselbe Philipp durch üble Regierung die sieben vereinbarten Provinzen reizte, das Joch abzuwerfen, und eine Republik zu bilden, daß eben seine üble Regierung die anderen niederländischen Provinzen drückte, besonders **Brüg** und **Anwers**, daß diese neue Republik sich durch ihre Lage im Stande der Vertheidigung fand, um der Nothwendigkeit willen arbeitsam werden, Fremde aufnehmen, und Krieg führen mußte, der sie bald zu Herren der Besitzthümer ihres alten Beherrschers und der Portugiesen in Afrika und den beiden Indien machte. Es war nöthig, daß zu

eben

eben der Zeit Engelland und Frankreich den Seehandel wenig verstanden, und daß fast ganz Europa damals nur mit Spanien und Portugall zu thun hatte, deren Weichlichkeit sie zu Grunde richtete, und die Holländer bereicherte, daß die Italiäner, die des indianischen Handels durch die Levante verlustig waren, da nur durch die zweite Hand wirken konnten, daß die Hanseestädte auch beschränkt waren, deren reichste, Anwers, Spanien selbst zu Grunde gerichtet hatte, und von welcher der Handel nach Holland floh.

Daß sind die Umstände, die Holland gleich beim Entstehen der Republik, den Handel mit allen vier Theilen der Welt geöffnet haben. Es hatte den ganzen Handel des größten Theils von Afrika und Amerika inne, und auch den größten Theil des Handels von Europa ohne alle Schwierigkeit, und Nebenbuhler. Es hat unter anderen dasselbe mit seinen Häringen versehen, und es ist unglaublich, was ihm dieser Häringsfang für Vortheil schaffte. Denn eben dieser Härings-

handel

handel führte die Holländer nach ganz Norden, und da es daselbst meistens auf einen Tauschhandel angesehen war, so kann man denken, was der industriose Geist dieser Nazion bei dem Fischhandel gewann. Besonders, da ihre Schiffe im Rückweg in ihren meisten Unternehmungen mit ungeheurem Profit beladen waren.

Der Fortgang des Handels in Engelland ist hauptsächlich der Regierung zuzuschreiben, die nicht nur die Nazionalindustrie zu nützen, sondern auch Kriege zur Erweiterung des Handels zu führen wußte; was aber am meisten zu verwundern ist, daß der Handel der Engelländer durch eben diese Ursachen herabgesunken ist, durch welche er in Flor kam. Nicht also (nach dem hier beständig bestrittenen Vorurtheil) durch allzu angehäufte Reichthümer, die den Pracht, und endlich den Schaden der Nazion erzeugen.

Die Engelländer haben einen Handel aus eigenen Kräften, der weit ausgebreitet und

sehr

sehr wichtig ist, und es ist keine Nazion, deren Gesetze zur Verbreitung der Industrie angemessener wären, als die ihrigen.

Alle Waaren der Manufakturen der Ausländer, die den ihrigen schaden konnten, sind entweder verboten, oder mit Auflagen überhäuft.

Die inländischen Produkte zahlen keine Steuer bei ihrer Ausfuhr, oder nur eine ganz geringe.

Die ausländischen Produkte, die für die englischen Manufakturen nothwendig sind, als Indigo und dergleichen, zahlen nichts für die Einfuhr. Ausländische Produkte, die zu Fabriken erfordert werden, die nicht ganz nazional sind, als Seide und Koton, zahlen für die Einfuhr; aber dieser Zoll wird zurückgestellt, sobald sie wieder an die Fabriken zurückgestellt werden, wie nun die Veränderung des Geschmacks, oder eine ähnliche Ursache das veranlaßt.

Alle

Alle Materie, die den inländischen Manufakturen nöthig ist, und den ausländischen nützen kann, darf nicht ausgeführt werden, wie die Walcherde, und dergleichen, selbst unter Todesstrafe.

Innerhalb des Landes ist keine Mauth, und eine Provinz führt ihre Produkte nach Gefallen in die andere.

Ausländische Waaren, die bei der Einfuhr einen Zoll bezahlt haben, erhalten ihn wieder zurück, wenn zur festgesetzten Zeit die Ausfuhr davon geschieht; denn die Engelländer glauben ganz recht, daß es unschicklich wäre, von einem Theil der Waaren Zoll zu nehmen, die die Nazion nicht verbraucht, und sobald man sie mit Zoll belegen würde, so würden die Fremden nur gerade so viel dahin bringen, als sie in bestimmter Zeit zu verschleissen dächten, daher haben sie den Ausländern die Mittel erleichtert, ihre Produkte nach Engelland zu schaffen. Diese Maßregel konnte nicht anders, als grossen Uiberfluß hervor-

vor-

vorbringen, und dieser den wohlfeilern Preis. Der Kaufmann kann seiner Spekulazion und seinen Unternehmungen freien Lauf lassen, und die englischen Schiffe und Niederlagshäuser gewannen unendlich dabei.

Die Regierung setzt Preise auf die Ausfuhr, oder Einfuhr gewisser Waaren, je nachdem man es nöthig findet. Welch ein Beispiel für andere Nazionen, deren Handel noch in der Kindheit steckt, und die, wenn sie helle sehen wollte, so viel leisten könnten! —

Für ein zum Wallfischfang ausgerüstetes Schiff von 200 Fässern, oder auch darüber, bezahlt der Staat einen Preis von 200 Pf. Sterling, oder eigentlich ein Pfund für jedes Faß, so viel ihrer seyn mögen. Der geringste Profit, der davon kommen konnte, war, daß man dadurch sehr muthige, geschickte Matrosen erlangte.

Wenn der englische Handel bloß durch die Begünstigungen einer weisen Regierung seine

Kommerzialschätze erlangt hätte, wenn die Besitzungen der Engelländer in Afrika und beiden Indien die blossen Früchte eines weisen und zweckmässigen Benehmens gewesen wären, so würde man sie für unerschütterlich haben ansehen können; aber die Engelländer schienen bei Erlangung derselben nicht den Grundsätzen gefolgt zu seyn, die sie bei ihrem Handel in Europa, bei Verbesserung ihrer Industrie und ihrer Landwirthschaft beobachteten. Sie haben sich zu viel der Waffen bedient, um sich ihrer bedienen zu können, mußten sie das Vermögen aus einer anderen Quelle, als der des Kommerziums schöpfen. Es ist vielleicht ein Unglück für die Nazion, daß sie den Handel der übrigen drei Theile der Welt mit einem Eroberungsgeist angesehen hat, und daher Kriege unternommen, die ungeheuere Summen kosteten, und die ohne Anwendung der äussersten Kräften, sowohl an Geld, als Menschen nicht fortgeführt werden konnten. Sie haben der Bevölkerung, der Industrie, und folglich dem Handel ausserordentlich geschadet. Sie mußten durch Kredit ersetzen,

was ihnen an eigenen fehlte; aber der Kredit kann nur da nützlich seyn, wenn die äusserste Nothwendigkeit ihm heischt, und wenn man das Geborgte zu rechter Zeit ersetzen kann. Der Kredit macht einige Privatnegozianten auf Kosten des Staats reich, der Kredit kann nur durch pünktliche Zahlung der Interessen erhalten werden, die Interessen kann man nicht anders, als durch neue Auflagen bestreiten, die Auflagen vertheuern die Handarbeit, weil der Bürger sonst nicht mit seiner Haushaltung zu rechte kömmt, die vertheuerte Handarbeit hindert den Verkauf der Waaren, die übrig und unverbraucht liegenden Waaren verursachen eine Stockung im Handlungsblute, vertheuerte Handarbeit und vertheuerte Waaren setzen den Kaufmann in Schulden, die öffentlichen Anlagen hindern ihn, seinen Kredit zu erhalten, und so entstehen häufige Banqueroute.

Ohnerachtet aller der weisen vorhin beschriebenen Maßregeln, deren sich die englische Regierung in Absicht der Zölle und Auflagen be-

bedient, so sind doch eben die überspannten Auflagen die Ursache der Abnahme seiner Handlung in Europa. Indem die Engelländer ihren Handel in drei andern Theilen der Welt verbreiten wollten, schienen sie auf den Theil zu vergessen, in dem sie wohnen, und der ohne Zweifel die größten Vortheile für sie gehabt hat. Vor den letzten Kriegen konnten sie es mit den Franzosen und Holländern in der Levante aufnehmen; in einem Theile Italiens und zu Kadix, in ganz Norden, und durch ihren Schleichhandel in Jamaika standen ihnen die Wege zu ihrer Bereicherung frei und offen, und sie benützten dieselben. Ihr blühender Ackerbau, und eine beständig angeeiferte Industrie, eine ausserordentliche Bevölkerung und weise Gesetze mußten die Nazion so glücklich machen, als sie seyn konnte. Wenn man diesen Zustand der Engelländer bei einem längeren Frieden fortdenkt, und die natürlicher weise daraus erfolgenden noch grösseren Vortheile sich vorstellt, so kömmt man auf die Idee, zu glauben, daß die Engelländer nie eine hinreichende

Schadloshaltung für diesen Verlust erhalten können.

Es ist zu vermuthen, daß sich die meisten Nazionen in Zukunft mit dem Nazionalhandel, mit Produkten ihres Landes, ihrer Industrie beschäftigen werden, welcher, wenn er auswärtig Umlauf genug hat, der Nazion am vortheilhaftesten ist.

Die Kenntnisse der Handlung haben sich heut zu Tage ungemein verbreitet, die Menge von scharfsinnigen Köpfen hat die Kaufmannsspekulazion erschwert, und läßt nicht leicht einen, ein zufälliges Glück hoffen. Diese Kenntnisse sind eben so groß an den Höfen und in den Kabinetten der Minister, daß eine Nazion eben so wenig, als ein einzelner Mensch sich schmeicheln darf, unerwartete Glücksstreiche zu machen, wie vordem Venedig, Spanien, Portugall und Holland. Die übrigen grösseren Staaten suchen zugleich mit zu profitiren. Engelland hätte heut zu Tage gewiß mehr Mühe, sich die Vortheile des portugiesischen Han-

Handels zuzueignen, als 1703, und bald darauf des amerikanischen durch Jamaika. Man sehe nur ihren letzten Krieg.

Man muß gestehen, daß keiner europäischen Nazion heut zu Tage andere Mittel übrig bleiben, sich ausserhalb seinen Gränzen zu bereichern, als Entdeckungen. Es ist wahr, sie sind schwer zu machen; aber nicht unmöglich, und für die itzige Industrie nicht zu gefahrvoll. Man spricht freilich, neue Entdeckungen wären unnütz: Amerika wäre Spanien nicht so vortheilhaft gewesen, als man anfänglich geglaubt hätte, es habe seine Staaten entvölkern müssen, um sich daselbst zu erhalten, und wenn man auch ein Land entdecken würde, das Gold und Silber brachte, so würde es wenig Vortheil schaffen, weil das Gold und Silber in Europa nach dem Verhältniß der Reichhaltigkeit der neuen Gold- und Silbergruben im Werthe steigt, oder fällt. Man glaubt weiter, daß ein Staat dadurch nicht mächtiger werde, da Franz der Erste, König von Frankreich, mit vierzig

Millionen Einkünften eine solche Rolle in Europa spielte, als Ludwig der Vierzehnte mit zweihundert. Man setzt noch hinzu, daß die Kösten zu einer solchen Unternehmung sehr beträchtlich sind, daß ausserdem bei dem Glücke einer sehr unwahrscheinlichen Entdeckung die Kösten bei der Besitznehmung des neuen Erdstrichs noch beträchtlicher wären, und daß man am Ende die übrigen Nazionen auch nicht hindern könne, Theil daran zu nehmen.

Diese Gründe zu beantworten, darf man nur auf Holland zeigen, die Maßregeln dieser Republik untersuchen, ihren sehr mittelmäßigen Anfang betrachten, überlegen, durch welche Mittel sie einen Krieg von fünfzig Jahren ausgehalten, und zwar gegen die mächtigsten Nazionen Europens. Wie ein kleiner Strich Landes, der nicht so groß, als eine französische Provinz ist, zugleich mit Engelland und Frankreich zu thun hatte, ohne von beiden zu Boden gedrückt zu werden, wie man diesen Strich Landes in dem Gleich-

gewicht von Europa für einen ansehnlichen Staat erklärte. — Wodurch hat Holland alle diese grossen Vortheile erhalten? — Einzig durch seine Entdeckungen, oder, was eben dasselbe ist, durch die Eroberungen der von den Portugiesen gemachten Entdeckungen.

Es ist wahr, daß alle grosse Entdeckungen nicht ohne Schiffahrt geschehen können, und daß diese Schiffahrt Geld kostet; aber sie dient auch zum Betriebe des Handels, und bringt wieder Geld ein, und wenn selbst nichts entdeckt werden sollte. Man müß nicht von dem Mißbrauche, den einige Nazionen von ihren Entdeckungen gemacht haben, auf andere schließen, man muß sehen, was andere, die zweckmäßiger dabei verfuhren, für Vortheile davon gezogen haben.

Spanien hat aus seinen amerikanischen Eroberungen Wüsten gemacht, um sich in diesen Plätzen festzusetzen, hat es fast alle alten Einwohner zu Grunde gerichtet. Die Spanier glaubten, es sey ein viel geschwinde-

res Mittel, sich vor ihnen Ruhe zu schaffen, wenn man sie todtschlüge, als wenn man sie bildete, wenn man sie zu Boden drückte, anstatt sie zu beherrschen. Da fanden sie sich dann Herren und Meister eines ganz verwüsteten Landes, reich an Früchten, und arm an Händen, die sie sammeln sollten. Um Gold und Silber zu haben, erschlugen sie Menschen, und minderten die allernothwendigste Waare. Nachher mußten sie ihr Vaterland entvölkern, um die neuen Plätze zu bevölkern, Menschen aufsuchen, die sie doch erschlagen hatten, und an deren Statt wilde Menschen nehmen, Negers, die nicht wie die Peruvianer und Mexikaner schon mit einem Gottesdienste, mit Gesetzen und einer Art von Beherrschung bekannt waren, Negers, sag' ich, die sie in Afrika theuer kaufen, und mit grossen Kösten nach Amerika übersetzen mußten. Stolz auf ihre Schätze, überließen sie den Handel anderen Nazionen. Sie sahen nichts, als Goldgruben, und keine Menschen, und mußten sie einen Theil ihrer Goldgruben hingeben, um Menschen zu haben.

Die Holländer nahmen ganz entgegengesetzte Maßregeln: sie suchten erstlich Menschen und Handlung, und fanden dadurch Waaren und Gold. Wollten sie den Preis gewisser Waaren erhöhen, so schlugen sie die Leute nicht todt, die sie hervorbrachten, sondern sie verboten ihnen, mehr davon hervorzubringen, oder zu pflanzen. Sie wollten nicht Herren von einem grossen öden Lande seyn, sondern sie wollten sich da mit Vortheil niederlassen, sie machten aus den Einwohnern dieses neuen Landes Nachbaren, und Sklaven. So haben die Holländer Menschen erhalten, indem sie ihren Handel dabei ausbreiteten. Sie haben die Europäer mit asiatischen Waaren genährt, und die Asiater mit europäischen Produkten versehen. Als Herren vom Tauschhandel waren sie zugleich die Verleger aller übrigen handelnden Nazionen.

Der Zweck der neuen Entdeckungen muß also noch Gold, noch Silber, noch Edelsteine seyn, sondern neue Menschen, neue Bedürfnisse, Alle Produkte der Entdecker wer-

den sogleich Bedürfnisse für die neu Entdeckten. Man gewöhnt sich gar zu gern an Bequemlichkeiten.

Es wäre ohne Zweifel ehrlicher, wenn einige Völker darauf dächten, neue Entdeckungen zu machen, anstatt daß sie nur darauf denken, ihren Nachbaren wegzukaperen, was ihnen Klima und Industrie verschafft haben. Alle europäischen Völker legen sich heut zu Tage auf die Handlung, man untersucht, man kalkulirt, überall will man sich in ein Gleichgewicht mit seinen Nachbaren setzen, und eben das beschränkt den Handel: denn es ist mit ganzen Nazionen, wie mit einzelnen Kaufleuten, wenn nicht wenigstens ein dummer in der Gesellschaft ist, so müssen alle mit einem mässigen Gewinn zufrieden seyn.

Es findet sich auch ein wunderbarer Unterschied unter den Kommerzialgesetzen der Nazionen. Es steht freilich einer jeden frei, solche Gesetze zu geben, wie es ihr gut dünkt; aber eine Nazion, die durch verbietende Gesetze

setze anderen Nazionen schaden will, kann selbst mehr dabei leiden. Die wahre Maxime des Handels, spricht Herr von Montesquieu, ist: keine Nazion ohne die wichtigsten Ursachen auszuschließen. Die Japaneser handeln nur mit zwei Nazionen, mit den Chinesern, und mit den Holländern. Die Chineser gewinnen Tausend für Hundert allein am Zucker, und oft eben so viel auf der Rückreise. Die Holländer ziehen gleichen Profit. Alle Nazionen, die dem Beispiel der Japaneser folgen wollten, wären eben so betrogen. Der Zusammenfluß von Kaufleuten allein bestimmt den billigen Preis der Waaren. So ist es mit den Lieferungen des Getreides der Polen nach Danzig, und der Portugiesen Wollhandel nach Engelland mit Ausschuß aller übrigen Nazionen. Die Portugiesen haben sich dadurch des doppelten Vortheils im Kaufen und im Verkaufen beraubt.

Der Handel ist selbst Gesetzgeber und Lehrer der Nazionen, denn seine Grundfeste sind Rechtschaffenheit und Biedersinn. Die mora-

ralischen Wahrheiten des Handelsstandes müssen in dem Herzen des Kaufmanns gegraben seyn; denn dieser Stand hat die häufigste Gelegenheit, Recht und Billigkeit auszuüben. Alle grössere Kaufmannsunternehmungen fordern eine grössere Anzahl Menschen, der Unternehmer setzt sie in Bewegung, sein ist Gefahr und Gewinn, und ihre beiden Fälle der sichere Lohn. Wenn eine zweideutige Denkart Mißtrauen verursacht, wie wenig kann er sich da versprechen. So ist es gerade mit den Produkten und den Unternehmungen der Nazionen, das Zutrauen auf unverfälschte Treue verkauft ihre Waaren noch einmal so geschwind.

Es ist ohne Zweifel die Vervollkommung der Fabriken der wichtigste Sehpunkt einer Nazion: jeder weiß, daß die Aufmunterung der Künstler dabei eine Hauptsache ist; aber wenige denken sich den ganzen Umfang dieses Wortes. Alle sogenannte Privilegia exclusiva müssen da wegfallen, man muß dem Künstler erlauben, sich ohne alle Zahl, oder

an-

andere Beschränkungen im Lande niederzulassen, Zünfte und dergleichen schaden ungemein; denn findet sich der Künstler ganz für sich allein, so strengt er alle seine Mühe an, um sein Produkt so gut zu machen, als möglich, und verkauft es so wohlfeil, als möglich, um viel abzusetzen, und um leben zu können: ist aber eine gewisse Zahl nach dem Verhältniß einer Stadt, oder eines Landes, so weiß er, daß, so mittelmässig er auch arbeitet, doch ein sicherer Theil Käufer auf ihn kömmt, grössere Gesellschaften von Künstlern, Handwerkern und Fabrikanten bestimmen dann die Preise des Verkaufs unter sich, wie sie sehr wohl dabei bestehn können, und so hat keiner nöthig, industrieüser und fleißiger zu seyn. Ja, ruft man, wie werden denn alle diese Leute leben? — sehr gut, durch Industrie und Spekulazion. Die Spekulazion besteht darin; 1) in wohlfeilerer und besserer Herbeischaffung der Grundmaterie; 2) in feinerer, dauerhafterer und geschmackhafterer Bearbeitung derselben; und endlich 3) im vortheilhaften Verkauf, der Vortheil mag dann durch den Tausch,

oder

oder Geld geschehen. Die Grundmaterien zur Fabrizirung der Waaren werden in gewissen Zeiten wohlfeiler, in gewissen theuer gekauft, alles das kömmt selbst dem kleinsten Künstler zu statten, wenn er aufmerksam ist.

Sollen sich viele Künstler und Fabrikanten niederlassen, so muß es wohlfeil zu leben seyn: zu dem Ende muß das Land wohl gebaut seyn, und die Landwirthschaft vor allen angeeifert werden. Alle besseren Künstler, die zugleich ordentliche Wirthe und kluge Leute sind, werden sich erhalten, Pfuscher und liederliches Gesindel werden sich verlieren, und so wird zugleich der Staat gereiniget werden.

Die im Lande fabrizirten Produkte werden noch durch folgende Mittel wohlfeiler werden: durch Erleichterung der Fracht, und diese wird erleichtert: 1) wenn man keine Zölle auf die Ausfuhr der fabrizirten Waaren setzt; 2) durch Aneiferung der Schiffleute, durch schiffbar gemachte Flüsse, Verbesserung der Wege und dergleichen. Man muß rohe, un-

wissende Leute in ihren Arbeiten unterrichten, und, so zu sagen, mehr Verstand in ihre Hände legen, als ihr Kopf fassen kann.

Zur Zeit der Unwissenheit gab man häufige Privilegia exclusiva, als eine Belohnung für neu angehende Fabriken, und um sie für den Aufwand durch einen sicheren Gewinn schadlos zu halten. Das hieß: um einiger Personen Willen die Aufmunterung der Künstler, den Umlauf des Geldes, die Vervollkommung der Kunst, und die Wohlfeilheit der Waaren ausser Acht lassen, welche nothwendige Folgen der Nebenbuhlerei sind. Manchmal sind sehr privilegierte Fabrikanten aus Mangel der Einsichten in sehr üble Umstände versetzt worden, sie lieferten dem Staate sehr wenig, und dem ohnerachtet bestanden ihre Privilegien; und hinderten andere geschickte Arbeiter, etwas zu leisten. Oft hat das Schicksal einer einzigen Familie die ihre Geschicklichkeit und ihren guten Willen im Vaterlande nicht ausüben konnte, folglich auswandern mußte, ausserordentlich viele geschick-

te Emigranten nach sich gezogen. Zur Bestättigung dieser Wahrheit erinnere ich einige Leser, die mit der Kunst und Gelehrten Geschichte näher bekannnt sind, auf die Reputazion eines gewissen Staates noch vor wenigen Jahren. — Schrie man nicht auswärtig, sobald man ein ö*** s Produkt sah: Ach! was kann aus Nazareth Gutes kommen?

In Frankreich zahlt man auf die Kösten des Staates zur Aneiferung der Manufakturen, alle Geheimnisse, alle neu erfundenen Maschinen, die entweder zur Verbesserung der Fabriken, oder zu neuen Unternehmungen dienen können. Man setzt Preise für neue Erfindungen aus, man räumt den Erfindern besondere Vorzüge ein, man nimmt ihnen ihre Produkte ab, um sie in den Stand zu setzen, fortfahren zu können. Man giebt Belohnungen für die Ausfuhr einer sicheren Menge bestimmter Waaren. Der Staat ist auf alle Fälle dem unternehmenden Kaufmann Achtung und Unterstützung schuldig. Er nimmt Theil an seinem Gewinn, und niemals an

seinem Verlust, noch an seiner Mühe und Gefahr. Was für ein wichtiges Glied ist also der Kaufmann im Staate! Alle Werke der Industrie und des Genies können überhaupt sehr füglich mit dem Schlagwerk und dem Gang einer Uhr verglichen werden: wenn sie nicht zu rechter Zeit aufgezogen wird, so bleiben alle ihre Räder unwirksam, die Federn erschlappen, und können nachher nicht wieder nach Willkuhr genützt werden.

Da heut zu Tage die meisten Nazionen Fabriken haben, so suchen die Unternehmer derselben, die ihr Interesse am beßten kennen, ihren Verkauf ausserhalb Landes. Dieses ist die Ursache von verschiedenen Verordnungen, die in Frankreich in Absicht der Pünktlichkeit, der Billigkeit und Unverfälschheit der fabrizirten Waaren ergangen sind. Es ist nichts billiger, als daß man Kredit zu bekommen, oder zu erhalten auf alle diese Dinge sieht, übrigens muß aber dem Fabrikanten freie Hand gelassen werden, dessen Vortheil davon abhängt, daß sein Geschmack die meisten

Ka-

Kaprisen der Käufer befriediget. Es taugt zu nichts, den Fabriken Kommerzienräthe und dergleichen zu Direktoren zu setzen, die dem Unternehmer vorschreiben sollen, was er zu arbeiten habe: es wäre ein unglücklicher Fabrikant, der das bedurfte, und einen Geschickten beschränkt man ohne Noth und zu seinem Schaden. Ein französischer Schriftsteller räth den Fabrikanten an, das Beßte und das Schlechteste von jeder Gattung zu verfertigen, um alle Kaprise zu befriedigen.

Es ist ein schändliches Vorurtheil, das man so oft von zaghaften und trägen Leuten vorbringen hört: „Ja, hier zu Lande geht das nicht, hier zu Lande hat man das nicht zu erwarten." Es ist nichts auf der Welt, das Kunst und Industrie nicht hervorbringen könnten, was dort, oder da bereits hervorgebracht worden. Die Hilfsmittel der Kunst sind unendlich. Die europäische Industrie hat in der Schweiz und in Frankreich der Industrie der Indianer gleichzukommen gewußt, und würde in ihrem Mousselin und

der-

derlei nachgeahmten indianischen Produkten die indianischen Arbeiter übertroffen haben, wenn ihm die besondere Freiheit der Grundmaterie eben so zu statten gekommen wäre. Es ist auch noch nicht genug, fremde Produkte nachzuahmen, diese Nachahmung muß eine wirkliche Waare erzeugen, und den Umfang der Handlung erweitern. Die Ehre, die solchen Unternehmungen folgt, ist in der Handlung allzeit mit einem wahren Nutzen verbunden. Es ist indessen wegen der theueren Handarbeit in Europa eine vergebliche Sache um die Nachahmung der europäischen Produkte; der Preis steigt hoch: und macht also diese Artikel der Handlung zu wenig gangbar.

Es ist auch mit einigen europäischen Manufakturen derselbe Fall. Es giebt eine gewisse Gattung Waaren, die, so zu sagen, ihr eigenes Vaterland haben, aus welchem sie nicht zu wandern wollen scheinen, entweder wegen dem Grundstoff, oder wegen der Art, sie zuzurichten, oder darum, weil man eine

grosse Menge Handwerker und Künstler mitnehmen müßte, die eben da in grossen Ruf gekommen; wozu noch die günstigen Wirkungen des Klima, in Wasser, gemässigter, oder heißen Luft kommen, und dergleichen. Das sind die Ursachen, die **Brüssel** im Besitz der schönsten Spitzenfabriken erhalten. Die Engelländer suchten, sie mit größtem Fleiße nachzuahmen; allein es wollte ihnen nicht glücken, das mit der Nadel hervorzubringen, was den Niederländern so leicht scheint. Sie haben zwar Spitzen gemacht, die einige Aehnlichkeit mit den niederländischen hatten; aber ihr Faden hatte nicht die Festigkeit, besonders wo sie Blumen anbrachten. Er verlor sich gar zu leicht im Wasser, so daß diese Spitzen eine beständige Ausbesserung forderten, und fast gar nicht gewaschen werden konnten. — Mehr, als zehen Tausend Arbeiter sind in Brüssel mit Verfertigung der Spitzen beschäftiget, die unter der Leitung geschickter Zeichner Arbeiten. Diese sehr pünktliche Direkzion, die fast einzige Gattung ihres Flachses, die Spinnkunst, das Wasser, die Wohlfeilheit

der

der Handarbeit erhalten diese Fabrike seit Jahrhunderten in ihrem Werthe. Jedes Land kann also nicht alle Produkte hervorbringen; aber jedes Land kann doch einige hervorbringen, die es mit äusserstem Fleiße zu vervollkommen suchen muß, wodurch die Glückseligkeit der Nazion gewiß befördert werden wird.

Daß nun von diesen Produkten eine Art Zölle entrichtet werden muß, gesteht jeder ein; wer zu den Staatsausgaben beiträgt, trägt zu seinem eigenen Beßten bei, und befördert dadurch seine Sicherheit und seine Ruhe. Wenn aber das Beßte des Staates Zölle und Auflagen fordert, so müssen sie auch in einem richtigen Verhältnisse mit der Bevölkerung, dem Ackerbau, den Künsten und der Handlung stehn. Der sicherste Weg, die Kräften eines Staats zu messen, ist, seine Bevölkerung zu berechnen; denn eine grosse Anzahl Menschen setzt eine grosse Anzahl Arbeiter voraus, folglich eine grosse Anzahl natürlicher und künstlicher Produkte, und zugleich

eine grosse innere Macht, welche die Nazion auswärtig furchtbar macht. Man mag nun den Gewinn eines jeden Mitglieds des Staats berechnen, den es zu seinem Unterhalte braucht, und durch seine Arbeit erhält, oder man mag eine Summe für den Unterhalt der ganzen Nazion festsetzen, so sieht man gar leicht, wie hoch man nach den Gesetzen einer weisen Oekonomie die Staatseinkünfte ansetzen kann.

Diese Art zu berechnen würde vielleicht kein ganz richtiges Resultat bei einer Nazion hervorbringen, die so, wie die Russen, nicht durchgängig mühsam, und mit Künsten beschäftigt sind, und deren Anzahl man auf ohngefähr vier und zwanzig Millionen setzt, weil einerseits diese Bevölkerung nicht genug verhältnißmäßig zu dem Umfang des Landes ist, und andererseits diese vier und zwanzig Millionen nicht lauter Arbeiter sind. Aber diese Methode ist sehr dienlich, die Grade der Stärke einer Nazion gegen der anderen zu bestimmen.

Es scheint, die natürlichste Art der Auflagen ist diese, daß die Bürger eines Staates ihm alles geben, was ihrer Subsistenz nicht Schaden thut. Die Auflagen können in einem wohlgeordneten Staate nur der Uiberschuß der Einkünfte des Bürgers seyn; denn das Leben des Bürgers ist das erste Bedürfniß des Staates, folglich geht der Lebensunterhalt desselben vor allen. So malt Horaz die schönen Tage Roms, wo durch die Sparsamkeit die Bürger stäts im Stande waren, den öffentlichen Bedürfnissen zu Hilfe kommen:

Ollis census erat brevis, commune magnum.

Je arbeitsamer und ökonomischer die Bürger sind, je mehr können sie erübrigen: was für eine grosse Nothwendigkeit also, die Bürger an Arbeit und Oekonomie zu gewöhnen. Beides hat einem grossen Theil der österreichischen Unterthanen bisher gefehlt, und die Sparsamkeit würde vielleicht in einem Theil dieser Lande nie Platz gefunden haben, wenn

nicht Josephs Beispiel zur Nachahmung vorhanden wäre.

Die Erde giebt für ihre Bearbeitung den Menschen alles, was sie brauchen. Der Arbeiter erhält von ihr Nahrung, und zu seiner Kleidung und Bequemlichkeit reicht sie ihm so manchen Stoff, den er nach Willkühr durch Kunst in tausenderlei Gestalten umändern kann. Die Gaben der Natur, und die Arbeiten der Menschen sind also die zwei einzigen Dinge, auf die ein Preis gesetzt werden kann. Dieser Preis würde auch nicht gesetzt werden können, wenn sie nur das äußerst Nothwendige brächte; da es aber der Vorsehung gefallen hat, es so einzurichten, daß die Arbeit eines einzigen für zwei andere auch noch hinreicht, mithin der Lohn für die Arbeit allzeit die Bedürfnisse übersteigt, so ist die Art von Steuer, die darauf gelegt wird, ganz billig. Diese Meinung ward bisher von allen polizirten Nazionen angenommen. Jeder römische Bürger zahlte seinen Zins, und es scheint der ärmste nicht ausgenommen gewe-

sen

sen zu seyn, da Jesus Christus ihn für sich und den heiligen Petrus zahlte.

Auflagen, Zölle, und wie immer diese Abgaben heißen mögen, scheinen aber dem Handel nachtheilig zu seyn; indessen sind sie eben so nothwendig, als der Handel. Man sollte also denken, die leichteste und billigste Abgabe sey eine Art von Konsumzionssteuer; aber so leicht sie in der Theorie ist, so viel Ungeräumtes zieht sie in der Praktik nach sich. Ich glaube, daß Zölle bei Ein- und Ausfuhr der Waaren das Beßte thun können: denn so wird die Steuer durch Vertheilung auf die verschiedenen Gattungen von Waaren, und auf die verschiedenen Käufer gleichsam unmerklich, besonders auf alle Dinge, die, so zu sagen, als Spielwerke des Luxus angesehen werden. Auf Waaren von allgemeiner Nothwendigkeit würde es gefährlich seyn; denn der größte Theil der Käufer ist gerade der beschränkteste Theil in seinen Finanzen im Staate. Allzugrosse Auflagen bei Ausfuhr der Waaren, die man etwa aus dem Grund-

satz veranstallten wollte: „ Der Ausländer
„ zieht so viel Nutzen von der Waare, die er
„ holt, folglich kann er so viel Steuer zahlen,
„ weil er auswärtig schon so viel Ersatz fin-
„ det, “ würden nur den Handel zurücksetzen,
überhaupt sind mässige Auflagen selbst den Finanzen des Staates vortheilhafter, als starke, weil der grosse Umfang der Komsumzion sie ausserordentlich hoch bringt, da hingegen die allzustarken Auflagen sie ungleich vermindern. Es ist demnach keine Steuer und keine Auflage, die gerade auf alle Fälle vorzuziehen wäre, der Fortgang in Künsten und dem Ackerbau, der Umfang der Handlung müssen die Natur und die Forme der Auflagen bei einer Nazien bestimmen.

Die Begriffe, die man sich überhaupt vom Handel zu machen pflegt, sind sehr verschieden, und oft wunderbar. Es ist sehr verschieden, dem Handel zu dienen, und den Handel zu treiben, und eben so verschieden ist der Handelsmann, und der Trafikant. Der Fuhrmann, der die Waare liefert, dient dem Handel,

del, aber er handelt nicht; eben so der Kaufmann, der auf seine Gefahr kauft, und wieder verkauft. Man ist nur Trafikant, solange man die Produkte, die dem anderen ursprünglich eigen sind, kauft, und verkauft; man ist aber Kaufmann, sobald man die Produkte selbst hervorbringt, und sie gegen einen gleichen Preis, oder wie immer für andere Waaren vertauscht.

Der Handel in seinem weitesten Umfang hat nur zwei Aeste, der eine besteht aus der ursprünglich hervorgebrachten Grundmaterie der Waaren, und der zweite aus den Produkten der Industrie, oder der Handarbeit. Diese zwei Aeste unterstützen sich wechselweise; aber der Unterschied zwischen beiden ist der, daß der zweite nicht ohne dem ersten, wohl aber der erste ohne dem zweiten existiren kann, weil der erste die Nahrung des zweiten ausmacht. Es ist sehr nützlich, die Verbindung dieser beiden Gattungen des Handels stäts vor Augen zu haben, und daß ihrer Ergänzung nie ein Hinderniß gelegt werde, ist das Wenigste, was

zur

was zur Blüthe des Handels geschehen kann. Denn wenn man die Vortheile genießen will, die ihre Kinder verschaffen, so muß man die Brust nicht kränken, die diesen Kindern Nahrung giebt.

So wie es nur zwei Gattungen des Handels giebt, so giebt es auch nur zwei Gattungen Menschen, die bei dem Handel ins Spiel kommen. Der erste **Verkaufer**, und der letzte **Kaufer** spielen die wichtigsten Rollen. Der Umlauf der Waaren, der Tausch von zweiter Hand, zur dritten und zur tausenden, und der Wiederverkauf der eingetauschten Waaren heißt nicht Handel, obwohl der Handel der Gegenstand aller dieser Dinge ist, sondern es ist nur **eine Gährung**, oder **Bewegung der Waaren**, die zwischen dem **Orte ihrer Erzeugung** und dem **Orte ihrer Verbrauchung** vor sich geht. Die Waaren, die dazu gebraucht werden, machen nur eine Beisteuer zur Fracht; erhalten aber durch ihren Umlauf keinen neuen Werth.

Der

Der Handel ist ein Tausch von Dingen gleiches Werths: daher fließt eben die Folge, **erstens:** daß niemand, als der erste Eigenthümer der Waare, wirklichen Handel treibt; **zweitens:** daß das Interesse des Handels nichts anderes sey, als das Interesse dieser ersten Hervorbringer der Waaren; und **drittens:** daß das allgemeine Interesse derselben in nichts anderen bestehe, als so viel beim Kauf, als beim Verkauf zu gewinnen.

Eine eben so verschiedene Meinung hegt man von dem Reichthum einer Nazion. Man hält den Staat für den reichsten, der am meisten Geld besitzt, man glaubt, das Geld sey der Maßstab, nach welchem man die Glückseligkeit der Staaten messen könne, und müsse; aber man kann bei vielem Gelde arm seyn. Man kann das Geld zu keinem anderen Gebrauch, als zum Tausch anwenden, man genießt auf keinerlei Art das Geld in sich: also ist der Uiberfluß des Geldes kein wahrer, sondern nur ein mit den brauchbaren Dingen verhältnißmäßiger Reichthum. Auch

ver-

vermehrt das Geld nie diese Sachen, die zur Befriedigung unserer Bedürfnisse gehören, aber diese Dinge vermehren das Geld, oder verschaffen ihm wenigstens eine Gährung, die seine Vermehrung nach sich ziehen. Ein Thaler, der durch hundert Hände geht, gilt für hundert Thaler, denn er stellt den Werth von hundert Thalern so nach und nach an Waaren vor.

Es giebt unendliche Mittel, das Geld im Staate zu vermehren; aber nicht eben so viele in Ansehung der Produkte, die entweder zu unserem nöthigen Unterhalt, oder zu unserer Bequemlichkeit gehören. Wer den Reichthum nennt, versteht die Mittel zum Genusse, und daß er also in Produkten bestehe, die willkührlich gebraucht werden können. In den Welttheilen, wo die Natur Gold und Silber reichlich wachsen läßt, und wo heilige Wüthriche die Religion, die Lehre der Sanftmuth und Liebe mit dem Schwerde verbreiteten, war dies Gold und Silber kein Reichthum, denn die Einwohner derselben gewannen

nichts

nichts dadurch: es ist also sonnenklar, daß diejenigen, welche die Menge des Geldes für den Reichthum ansehen, die Folge für die Ursache halten. Die Menge des Geldes, ohne die beständige Unterstützung, oder Zuflüsse aus den Quellen der Naturalprodukte vermindert sich bei jeder Ausgabe so, daß man nichts genießen, oder unternehmen kann, ohne ärmer zu werden; die Menge der Produkte aber vermehrt sich durch die Aufzehrung, oder Verbrauchung: mithin kann alles, was zu ihrer Hervorbringung gehört, allein als das Wehikul betrachtet werden, eine Nazion zu bereichern, und glücklich zu machen.

Der Epilog.

Ne laudet dignos, laudat Callistratus omnes;
Cui malus est nemo, quis bonus esse potest?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

17,

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zehnmark, Ludwig Eduard,

Einige wichtige Punkte zur Beförderung der Glückseligkeit einer Nation

[Wien] 1785

Pol.g. 782 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10770430-3
VD18 14620472-001